Die

Baſtille am Plötzenſee.

Blätter aus meinem Gefängniß-Tagebuch.

Von

Joh. Moſt.

Zweite Auflage.

Braunſchweig.

Druck und Verlag von W. Bracke jr.

1876.

Ratsbibliothek
Fachabt. der Berliner Stadtbibliothek

Vorbemerkung zur ersten Auflage.

Die Erlebnisse, welche ich während meiner Haft im Strafgefängniß am Plötzensee machte, haben, soweit sie von Zeit zu Zeit in die Oeffentlichkeit drangen, bereits einigen Staub aufgewirbelt, jedoch sind sie nirgends im Zusammenhange und so besprochen worden, daß man sich hätte eine richtige Vorstellung davon machen können. Aus diesem und manchem anderen Grunde darf ich erwarten, daß meine Freunde und Parteigenossen ein Interesse daran haben, aus meinem eigenen Munde den Verlauf der fraglichen Dinge zu hören. Andererseits hat es mit dem oben genannten Gefängniß eine ganz eigenthümliche Bewandtniß, die allein schon zu einer öffentlichen Besprechung der dortigen Zustände herausfordert —, umsomehr, als über dieselben durch Leute, welche sie kaum besser als vom Hörensagen kannten, die entstelltesten Mittheilungen gemacht wurden. Gedachte Strafanstalt ist nämlich eine Probirstation, ein „Mustergefängniß!" Hier wird all dasjenige praktisch erprobt, was später durch eine Strafvollzugsordnung für ganz Deutschland maßgebend werden soll. Damit ist für eine Kritik auch ein öffentliches Interesse gegeben. Ich war eben so recht ein Probirobjekt; und wer weiß, ob heute schon die Verhältnisse sich so weit zum Besseren gewendet hätten, als im Laufe meiner Gefangenschaft geschah, wenn ich nicht mit systematischer Hartnäckigkeit eine Art Kulturkampf durchgefochten hätte. Vieles bleibt auch jetzt noch zu wünschen übrig; möge es bei Schöpfung der Strafvollzugsordnung seine Regelung finden! — So sind also Motive genug vorhanden, welche mich veranlassen, die Erfahrungen meiner jüngsten Gefangenschaft zu publiziren. Die Broschürenform habe ich hierzu deshalb gewählt, weil ich den Raum der Parteipresse nicht unbillig in Anspruch nehmen will, und weil sich eine Broschüre besser zum Aufbewahren eignet, als eine Anzahl von Zeitungsblättern.

Strafgefängniß am Plötzensee im April 1876.

J. Most.

Vorbemerkung zur zweiten Auflage.

Der Umstand, daß das vorliegende Schriftchen in Zeit von wenigen Wochen in der ersten, 2000 Exemplare starken Auflage vergriffen wurde, ermuthigt mich, eine zweite Auflage zu veranstalten. Ich muß gestehen, es hat mich freudig überrascht, daß sich so viele Leute für meine Erlebnisse im Gefängnisse am Plötzensee und für mein Urtheil darüber interessirten, und ich sehe mich veranlaßt, hiefür meinen Dank auszusprechen, wie hiemit geschieht. An dem Texte war im Wesentlichen nichts zu ändern, auch waren weder Zusätze, noch neue Abschnitte anzufügen, weil ich gleich von vornherein Alles mittheilte, was mir begegnet war, weil die im Gefängniß am Plötzensee herrschenden Zustände meiner Meinung nach schon in der ersten Auflage hinlänglich kritisirt wurden, und weil vom April bis zum 18. Juni, dem Tage meiner Freilassung, keine neuen Ereignisse eintraten, die der Aufzeichnung werth wären. Daß ich an manchen Stellen gefeilt und gebessert, wird als selbstverständlich erscheinen.

Berlin, im Juli 1876.

Der Verfasser.

I.

Ein ſchöner Anfang.

Den 14. Oktober 1874.

Unterm 18. v. Mts. hat das preußiſche Obertribunal meine Sache entſchieden — verſteht ſich zu meinen Ungunſten. Die Geſetze ſeien richtig angewendet worden und ein Formfehler liege auch nicht vor, hieß es in der Entſcheidung, — baſta! Meine Verurtheilung hatte alſo „Rechtskraft“ erlangt, eine fünfmonatliche Unterſuchungshaft wurde gänzlich unbeachtet gelaſſen, ſo daß das eigentliche „Sitzen“ erſt jetzt beginnen ſollte, und meine Ueberführung nach der Strafanſtalt am Plötzenſee war ſtündlich zu erwarten. Von dieſem Staatsinſtitut hatte ich in letzterer Zeit Allerlei gehört, was nicht geeignet war, große Hoffnungen auf eine anſtändige Gefangenſchaft in mir rege zu machen, obwohl mir andererſeits berichtet wurde, daß der Redakteur der „Germania“, welcher kürzlich eine gedruckte Unthat durch zweimonatlichen Aufenthalt in beſagter Anſtalt ſühnte, ganz zu ſeiner Zufriedenheit behandelt worden ſei, ſich ſelbſt beköſtigt und literariſch beſchäftigt habe u. ſ. w. Jedenfalls war meine Situation eine unbehagliche —, um ſo unbehaglicher, als ich die letzteren Wochen gar nicht aus der Aufregung herausgekommen war. Zu Anfang September hatte meine Frau beim Berliner Stadtgericht ein Geſuch, meine vorläufige Entlaſſung betreffend, eingereicht; dieſem Geſuche lag ein gerichtsärztliches Atteſt über den damaligen Geſundheitszuſtand meiner Frau bei — das Geſuch wurde einfach abgeſchlagen. Zwei Wochen ſpäter traf mich die Nachricht, daß mir meine Frau einen Knaben geboren habe, welcher bald nach der Geburt ſtarb (kein Wunder!); und, um das Maß voll zu machen, kam gleich darauf die Botſchaft, daß meine Frau ſehr ſchwer erkrankt ſei. Alle dieſe Dinge hinderten das Berliner Stadtgericht, reſp. die ſiebente Deputation deſſelben, nicht, meine Entlaſſung aus der Haft hartnäckig zu verweigern und zwar unter der Begründung, ich könnte meine Freiheit zur Ausübung neuer Vergehen mißbrauchen! So ſtanden die Dinge, als mir die Obertribunals-Entſcheidung mitgetheilt wurde. Glücklicher Weiſe beſſerte ſich der Zuſtand meiner Frau allmälig; vielleicht hätten mich ſonſt die neueſten Aufregungen ſelbſt niedergeworfen.

Vor einigen Tagen hatte ich bereits den Antrag geſtellt, man möge mich meine ſogenannte „Strafe“ in der Stadtvogtei „verbüßen“ laſſen,

weil ich, wie gesagt, dem Frieden am Plötzensee nicht recht traute; allein anstatt zunächst über diesen Antrag zu entscheiden, machte man rasch Anstalten, mich dorthin zu schaffen, wornach ich keine Sehnsucht hegte. Es war dies um so rigoroser, als man erst vor Kurzem einen den „gebildeten" Klassen angehörenden Todtschläger, welchen man in dem Gefängniß am Plötzensee internirt hatte, lediglich deshalb seinem Verlangen gemäß nach der Stadtvogtei zurück versetzte, weil in ersterer Anstalt, wie es hieß, der Selbstbeköstigung unübersteigliche Hindernisse im Wege stehen. So transportirte man mich denn gestern Vormittags nach jenem Ablagerungsorte des Bodensatzes der Stadt Berlin, welcher am Plötzensee errichtet ist —; ich sage: man transportirte mich, denn meine Fortschaffung war in der That ein Transport in des Wortes scheußlichster Bedeutung. Als der Polizeiinspektor der Stadtvogtei mich aufforderte, mich reisefertig zu machen, und als er bei dieser Gelegenheit so etwas von „grünem Wagen" murmelte, stellte ich sofort den Antrag, man möge mich doch auf eigene Kosten per Droschke befördern; allein dieses mein Verlangen schien dem Manne ganz unerhört zu sein, sonst hätte er mir wohl schwerlich mit einem ganz verdutzten Gesichte geantwortet, daß solche Geschichten in Preußen gar nicht vorkämen.

Meine sieben Sachen hatte ich in ein Handkofferchen gepackt, Soll und Haben meiner von Staatswegen geführten Wirthschaft in der Expedition als richtig gebucht anerkannt —, dann hieß es: „Antreten!" Gemeinschaftlich mit sieben Exemplaren des Berliner Louis- und Gaunerthums hatte ich auf der Flur Front zu machen; sodann ging's nach dem „grünen Wagen". Das so bezeichnete Gefährt ist ein richtiger Henkerskarren. Man denke sich eine große grün angestrichene Kiste, die auf 4 Rädern ruht, und man kann sich ungefähr ein Bild von diesem Transportinstrument machen. Luft und Licht können nur von der rückwärtigen Schmalseite aus ins Innere dringen, indem sich hier die Eingangsthüre befindet, in welcher ein Fenster eingelassen ist. Da sich aber der Transporteur quer davor setzt, so nützt auch dieses Fenster nicht viel. Aufrecht stehen kann in dem Wagen Niemand, dafür ist Gelegenheit zum Sitzen gegeben, indem rechts und links 2 schmale Brettchen der Länge nach an den Seitenwänden des Wagens befestigt sind. In diesen Hundestall schob man nun die 7 Spitzbuben, dann mußte ich auch hinein, und damit ja kein übriger Raum verbleibe, setzten sich schließlich noch ein Schutzmann und der Transporteur dazu. So bekam ich wenigstens einen Begriff über das muthmaßliche Aussehen von Kajüten, in denen man Negersklaven befördert. Zusammengepfercht wie Häringe in einer Tonne, fuhr nun die gemischte Gesellschaft von dannen. Während der Fahrt, die über eine Stunde gedauert haben mag, entwickelte sich mehr und mehr eine Atmosphäre, die sich der genaueren Beschreibung entzieht, weshalb ich herzlich froh war, als der Karren anhielt und das erlösende „Aussteigen" ertönte.

Den Boden, welchen ich jetzt unter meinen Füßen fühlte, erkannte ich alsbald als Pflaster eines Gefängnißhofes, denn von allen Seiten starrten mir massive, aus rothen Ziegeln erbaute und mit zahlreichen

vergitterten Fenstern versehene Gebäude entgegen. Indessen war zum Umsehen keine Zeit, weil sogleich eine zum Verwaltungsgebäude führende Thür sich aufthat, durch welche der ganze „Zugang", nämlich ich und die 7 Spitzbuben, Einlaß fand. Da mußte neuerdings Front gemacht werden; und damit gleich von vornherein den nunmehrigen „Sträflingen" der gehörige Respekt vor der strafenden Amtsgewalt in die Glieder fahre, befahl vor Allem ein Aufseher die Abnahme der Kopfbedeckung. Dann wurden 2 Reihen formirt und „Vorwärts" kommandirt. Nachdem man eine Treppe hinan gestiegen war und auf einem langen schmalen Gange abermals Front gemacht hatte, wurde ich endlich von der sauberen Gesellschaft befreit. Ein Aufseher rief meinen Namen und forderte mich auf, ihm zu folgen.

Eine kleine Reise über diverse Stiegen und Gänge war bald zurückgelegt; dann wurde ein ziemlich geräumiges Zimmer geöffnet und mir zum vorläufigen Aufenthalte angewiesen. Hier sah es gar nicht übel aus. Ein ungeheures Fenster spendete reichliches Licht und gewährte eine ganz hübsche Aussicht; und wenn auch das Meublement einfach war, so fehlte es doch nicht an den nöthigsten Sachen. Mein erster Gedanke war daher der: „Wenn dies dein Gefängniß ist, dann wird sich auch das Weitere finden." Bald darauf wurde wieder geöffnet und ein Gefangener eingelassen, welcher ein wenig aufräumte, was mich in meiner guten Hoffnung auf den dauernden Aufenthalt in dem fraglichen Gemache bestärkte. Diese meine Hoffnung steigerte sich aber zur Ueberzeugung, als mir der dienstbare Geist zuflüsterte, daß auch Majunke schon hier „gesessen" habe. Diese Beruhigung hinsichtlich meiner zukünftigen Wohnung wirkte im Ganzen um so wohlthätiger auf mich ein, als mich eine Szene, von welcher ich während der Wanderung durchs Gebäude Zeuge war, förmlich erschreckt hatte. Ich war nämlich einem Zuge Gefangener begegnet, die Suppenkessel trugen. Unter diesen, offenbar als Hausknechte fungirenden Leuten, befand sich auch Parteigenosse Heinsch, der wegen des Abdrucks eines Liedes aus meinem „Proletarier-Liederbuche" gestessendorfft worden war; er trug die Sträflingskleidung und grüßte mich mit einer Geberde, als wollte er sagen: „Wie es mir ergeht, siehst du; möge es dir besser gehen!" — — Diese Begegnung und meine, allerdings als „vorläufig" bezeichnete Wohnung konnte ich nicht recht zusammenreimen, doch erwartete ich eher eine verhältnißmäßig gute, als eine schlechte definitive Regelung meiner Angelegenheiten. In dieser illusionären Ungewißheit schwebte ich den ganzen Nachmittag, bis ich endlich um 6 Uhr Abends in etwas derber Weise belehrt wurde, daß es nicht gut ist, wenn man zu viel hofft.

Ich wurde um die gedachte Zeit zum Oberinspektor gerufen, welcher mich nicht unhöflich empfing, dem es aber gleich anzusehen war, daß er im Begriffe stand, eine ihm unangenehme Aufgabe instruktionsmäßig zu erfüllen. Er suchte mir so sachte beizubringen, daß ich zu Zwangsarbeit angehalten werden solle und .... hier stockte er in seiner Auseinandersetzung, weil der Direktor — anscheinend zufällig, in Wirklichkeit aber kaum ohne die Absicht, mich einmal zu betrachten — ins Zimmer trat. Nachdem derselbe leise einige Worte mit

dem Oberinſpektor gewechſelt hatte, ſchickte er ſich an, ſich wieder zu entfernen und zwar mit den Worten: „Ganz recht, fertigen Sie nur erſt den Gefangenen Moſt ab!“ Auf das Wort „Gefangenen“ legte er einen ganz beſonderen Nachdruck, was mich einigermaßen verletzte. Nun dachte ich mir aber gleich, der Eingetretene müſſe der Direktor ſein, weil ſeine Ausſprache den ſüddeutſchen Accent ſehr deutlich erkennen ließ, und weil ich in Erfahrung gebracht hatte, daß dieſer Beamte ein Süddeutſcher ſei. Sofort war ich daher entſchloſſen, die günſtige Gelegenheit wahrzunehmen, und mich mit Demjenigen gründlich auseinanderzuſetzen, in deſſen Gewalt ich für lange Zeit gegeben bin. „Herr Direktor“, ſprach ich, „hier ſcheint es nicht mit rechten Dingen zuzugehen; man will mich zu Zwangsarbeiten anhalten und wer weiß was ſonſt noch mit mir treiben; da ich aber politiſcher Gefangener bin . . .“ Weiter kam ich nicht; denn der Angeredete fiel mir ſofort ins Wort, indem er ſagte: „Sie ſind doch kein politiſcher Gefangener —; das giebt es überhaupt gar nicht!“ „Nun“, entgegnete ich, „als Majunke vor Kurzem hier war, iſt er doch auch nicht wie ein gemeiner Verbrecher behandelt worden; und was für dieſen recht war, wird wohl für mich billig ſein.“ Jetzt nahm das Geſpräch mehr und mehr den Charakter eines heftigen Disputs an. „Majunke“, rief der Direktor aus, „befand ſich in einem ganz anderem Falle, wie Sie; der war wegen Preßvergehens hier und Sie ſind es nicht; der wurde nach dem Preßgeſetze verurtheilt, während gegen Sie das allgemeine Strafgeſetzbuch in Anwendung kam.“ Mit ſolchen Gründen ließ ich mich natürlich nicht abthun. „Es liegt auf der Hand“, antwortete ich, „daß ſich ein gedruckter Satz von einem geſprochenen nicht unterſcheidet; ja, wenn man von Strafbarkeit reden will, ſo muß ſogar das gedruckte Wort ſchwerer wiegen, als das geſprochene; übrigens irren Sie ſich, wenn Sie glauben, Majunke ſei nach dem Preßgeſetze verurtheilt geweſen; denn in ſeinem Falle kam ſo gut ein Strafgeſetzparagraph in Anwendung, wie in dem meinigen.“ Nun hatte die Trommel des Direktors offenbar ein Loch; es erfolgte eine kleine Pauſe; ſodann ſuchte mich der ſichtlich erregte Mann mit dem Machtſpruch abzuthun: „Es giebt nur eine Art Gefängniß; und von nun ab wird auch Jedermann gleichmäßig behandelt werden!“ Da ſchien es mir denn an der Zeit zu ſein, etwas ſchwereres Geſchütz aufzufahren. Ich verwies auf das Strafgeſetzbuch, nach welchem hinſichtlich der Beſchäftigung und Beköſtigung der zu Gefängnißſtrafen Verurtheilten überhaupt ein ſehr großer Spielraum gelaſſen ſei, ja in Bezug auf die Beſchäftigung ſei ſogar ausdrücklich davon die Rede, daß die Gefangenen auf Wunſch in einer ihren Gewohnheiten und Verhältniſſen entſprechenden Weiſe zu beſchäftigen ſind. Und da ich mich ſeit Jahren ſchriftſtelleriſch beſchäftigt habe, ſo glaubte ich ein Anrecht zu haben, auch hier literariſch thätig zu ſein. Alles umſonſt! Der Direktor beharrte auf ſeinen „Gleichheits“-Prinzipien, wie zum Hohne meiner Beſtrebungen. „Sie ſind ja ein Buchbindergeſelle und als Buchbinder wird man ſie daher auch hier beſchäftigen“ — ſagte er ſchnippiſch; und ironiſch lächelnd ſetzte er hinzu: „Wir kennen dieſe „„Schriftſteller““ ſchon! Gegenwärtig

sitzt hier z. B. ein Maurersgeselle, welcher sich auch für einen Redakteur ausgiebt; der hat sich aber gegen gute Bezahlung für einen Anderen einsperren lassen, ist also ein ganz charakterloses Subjekt". Wieder zog ich ein anderes Register. „Wenn Sie", sagte ich, „keine politische Vergehen kennen wollen, so werden Sie wenigstens zugeben, daß meine Handlungsweise, wegen welcher man mich mit einer ganz unerhörten Strafe belegte, keine ehrenrührige ist, und schon daraus muß ich folgern, daß man mich mit Spitzbuben und Raufbolden nicht auf gleiche Stufe stellen darf." Anstatt nun endlich ein Einsehen zu haben, brauste der Direktor erst recht auf. „Darauf", rief er, „kommt es schon gleich gar nicht an; die Gefährlichkeit ist am maßgeblichsten; und Ihre Handlungsweise dürfte denn doch bedeutend gefährlicher sein, als die eines Diebes oder eines Körperverletzers. Solche Leute schädigen ja nur Einzelne, Sie aber wollen gleich die ganze Gesellschaft auf den Kopf stellen!" — — Ich muß gestehen, meine Hand hat gezuckt, als mir diese Worte ins Gesicht geschleudert wurden; das Blut schoß mir zu Kopfe, und meine Selbstbeherrschung war nahezu auf den Nullpunkt gesunken. Doch kam ich gleich wieder so weit zu mir selbst, daß ich vom Handeln abstand und zu einer Drohung meine Zuflucht nahm — zu einer legalen Drohung. „So bleibt mir also nur das Eine übrig", sagte ich nach einer kleinen Pause, während welcher mir die Stimme versagte, „die Beschwerde beim Justizminister!" Der Direktor stutzte einen Augenblick, gewann jedoch bald wieder sein Bewußtsein gewohnter Machtvollkommenheit. „An das Justizministerium wollen Sie sich wenden?" fragte er gespreizt, „das werde ich schon selber thun, und da ich morgen ohnehin in die Stadt komme, will ich diese Frage gleich mit erledigen." — (Pause.) „Für 24 Stunden mögen daher Ihre Angelegenheiten auf sich beruhen; wenn sich aber der Herr Minister nicht veranlaßt sieht, spezielle Anordnungen zu treffen, dann werden Sie die Hauskost essen, das Pensum liefern, streng isolirt werden und die Jacke anziehen!" Jetzt hatte meine Entrüstung den höchsten Grad erreicht. „Von Allem, was Sie mir da in Aussicht stellen", rief ich nun gleichfalls fortissimo, „kann ich nur die Isolirung akzeptiren, die ich selbst wünsche; das Uebrige halte ich für gänzlich unzulässig. Vollends die Jacke! Ich bin u. A. auch Reichstagsabgeordneter, also Repräsentant der deutschen Nation. Ueberlegen Sie es sich, ob es angänglich ist, einen solchen in die Gauneruniform zu stecken!" — Abermalige Pause. — Endlich fand dieser skandalöse Auftritt damit seinen Abschluß, daß mir der Direktor andeutete, daß ich abtreten könne.

In dem früher erwähnten Zimmer war ich kaum angelangt, als mich ein Aufseher aufforderte, ihm mit „Sack und Pack" zu folgen. Man brachte mich nach dem Isolirflügel und sperrte mich in eine gewöhnliche Zelle. Einen Napf voll Suppe, welcher mir angeboten wurde, verschmähte ich, da ich begreiflicher Weise nicht den mindesten Appetit verspürte. Eine Zeit lang ging ich in der Zelle auf und ab, dann streckte ich mich aufs Lager, leider ohne schlafen zu können.

Heute Morgens um halb 6 Uhr vernahm ich schon mancherlei Ge-

räusch auf den Gängen, weshalb ich mich erhob und ankleidete. Bald darnach wurde auch meine Zellenthüre geöffnet und ein Eimer voll Wasser dargereicht, aus welchem ich meinen Wasserkrug füllen konnte. Etwas später schloß man eine in der Thür befindliche Klappe auf und schob mir Suppe herein — ähnlich wie man den Thieren einer Menagerie das Futter reicht —; auch ein Stück Kommißbrod ward mir auf gleichem Wege verabfolgt. Die Suppe bestand aus Mehl und Wasser, sah aus wie Kleister und schmeckte dem entsprechend. Zwei Löffel voll habe ich davon gekostet, das Uebrige jedoch fortgegossen. Inzwischen war der helle Tag angebrochen; ein Sonnenstrahl stahl sich durch die Gitter des unmittelbar unter der Decke meiner Zelle befindlichen, für mein Gesicht unerreichbaren Fensters, als beabsichtige er, mich von der Außenwelt zu grüßen. Dieser freundliche Schimmer wirkte einigermaßen erfrischend auf mich ein, so daß ich endlich im Stande war, meine Umgebung einer Musterung zu unterziehen. Die Zelle, welche mir jetzt zur Wohnung dient, ist im Grunde genommen als Gefängniß ganz annehmbar, obwohl das Zimmer von gestern dagegen einen Salon vorstellt. Der Raum mag etwa 1200 Kubikfuß betragen; die Wände sind weiß getüncht, der Fußboden ist mit brauner Oelfarbe gestrichen. Die Möblirung besteht aus einem zum Aufklappen eingerichteten Bette (zusammengesetzt aus eisernem Gestell, Matraze, Kopfpolster, Leintuch und wollener Decke, die in blau-weißem Ueberzuge steckt), einem sehr kleinen Tischchen, einem Schemel (viereckiges Brettchen mit vier Füßen), einem Regalchen zum Tragen des Waschbeckens aus Zink, des Eßnapfs und des Wasserkrugs — beide aus weißem Thon —, endlich einem Wandspindchen, in welchem sich ein blecherner Trinkbecher, 2 Büchsen zu Putzpulver und Schuhwichse, Bürsten, eine Butterdose, Messer und Löffel, sowie Katechismus und neues Testament befinden. Alles ist gründlich en miniature gearbeitet, bis auf den Eßnapf, der eine wahre Familien-Suppenschüssel vorstellt. Aber richtig, ein Möbel hätte ich fast vergessen, und noch dazu ein ganz wichtiges, das Kloset. Dieses befindet sich in einer Ecke, steht mit einem Abzugskanale in Verbindung und wird durch einen Mechanismus mit Wasser durchspült — eine sehr vortheilhafte Erscheinung im Verhältniß zu den in anderen Gefängnissen üblichen Eimern oder dergl. An der Wand, wo der Tisch steht, befindet sich ein Gasarm, welcher bis Abends $8^1/_2$ Uhr benützt werden kann. Als Schmuck der übrigen Wände glänzt ein kleines Thermometer neben mehreren Bekanntmachungen ꝛc., während zu beiden Seiten des Spindchens Handfeger und Kehrichtschaufel hängen. Aus den Verhaltungsvorschriften ist zu ersehen, daß ein Gefangener unbedingten Gehorsam allen Beamten schuldet, daß man nicht zum Fenster emporsteigen darf, daß man auf ein mit der Glocke gegebenes Zeichen aufstehen muß, daß die Aufseher bei Widersetzlichkeiten von ihrer Waffe — Seitengewehr — Gebrauch machen können, daß man unter Umständen Fesseln angelegt bekommen oder sonstwie disziplinarisch bestraft werden kann u. s. w. u. s. w. Die Lebensluft ist so leidlich, weil Ventilationsvorrichtungen vorhanden sind. Schließlich darf das Guckloch in der Thüre nicht unerwähnt bleiben. Es ist dies ein Gegenstück zum Ohre des Dionysius.

Hat es dieser Tyrann einst fertig gebracht, seine Opfer in den Kerkern durch ein raffinirt ersonnenes Requisit zu belauschen, so genirt sich die heutige Justiz nicht, die ihr Verfallenen durch ein kleines Loch — ein Auge des Dyonisius — heimlich beobachten zu lassen. Diese Einrichtung ist so recht ein moralisches Marterinstrument. Denn das Bewußtsein, daß alle Augenblicke Jemand heranschleichen und Einen betrachten kann, ist so peinlich, daß nur derjenige sich eine Vorstellung davon machen kann, welcher selbst einmal damit beseelt war. Im Allgemeinen vermag ich anzuerkennen, daß die Zelle sammt Einrichtung sauber und überhaupt so beschaffen ist, wie wohl selten in einem Gefängniß der Aufenthaltsort von gewöhnlichen Sträflingen. Aber damit kann ich mich natürlich nicht satt essen, noch sonst zufrieden stellen. Im Gegentheil denke ich mit Sehnsucht an den „rothen Thurm" von Chemnitz zurück, wo es zwar weniger spielwaarenmäßig aussah, als in meiner jetzigen Zelle, wo ich aber in Bezug auf leibliche und geistige Nahrung, wie überhaupt hinsichtlich meines ganzen Thun und Treibens, keiner weiteren Beschränkung unterworfen war.

Gegen 10 Uhr Vormittags hieß es: „Zum Doktor!" Man führte mich durch eine Menge Thüren über viele Gänge und Höfe, bei welcher Gelegenheit ich von der bedeutenden Ausdehnung der Anstalt einen kleinen Begriff bekam. Unterwegs erhielt ich zahlreiche „Kollegen" in Uniform zur Gesellschaft. Die Herren Spitzbuben schienen übrigens, trotzdem sie ärztliche Hülfe in Anspruch nahmen, bei ganz guter Laune zu sein, denn sie gaben sich der ausgelassensten Zotenreißerei hin und ließen sich durch das „Nicht so laut" des Aufsehers wenig inkommodiren. Als das Lazareth, ein stattliches Gebäude, erreicht war, hatte sich eine ganz ansehnliche zweigliederige Kolonne Doktorbedürftiger gebildet — ich mußte mitten drin in Reihe und Glied marschiren. Auf der Flur wurde die unvermeidliche Front gebildet; und wer weiß, wie lange ich unter der lieblichen Rotte noch hätte verweilen müssen, wenn nicht der Arzt so höflich gewesen wäre, mich zu allererst rufen zu lassen. Dieser Mann machte überhaupt einen sehr guten Eindruck auf mich, und sein ganzes Benehmen flößte mir neuen Muth ein. Er meinte, ich beköstige mich wohl selbst, und als ich sagte, daß diese Frage noch nicht definitiv entschieden sei, versicherte er mir, daß er mir schlimmsten Falls alle erlaubten Zulagen verschreiben werde, indem er einsehe, daß schon meine schwächliche Körperbeschaffenheit dies nöthig mache.

Kaum war ich wieder in meiner Zelle angekommen, so ertönte auf den Gängen das Geklirr diverser Suppenkessel, die wahrscheinlich karambolirt waren. Alsbald hörte ich, wie der Riegel an meiner Thürklappe zurückgeschoben wurde, dieselbe öffnete sich und ein befehlendes „Eßnapf!" drang in meine Ohren. Mechanisch reichte ich den geforderten Gegenstand hin, der mir sogleich wieder zurückgegeben wurde, angefüllt mit einer braun-grauen, undefinirbaren Substanz. Der „Kalfaktor" (ein Gefangener, welcher die Rolle eines Stationshausknechts spielt), welchen ich um Auskunft bat, sagte mir, das Gericht nenne man hier „Rumfortsch" — sollte wohl Rumforter Suppe heißen — und gelte als eine der besten Speisen. Die Rumforter Suppe hatte ich schon oft

loben hören, weshalb ich mich daran machte, mir nähere Kenntniſſe darüber zu verſchaffen; aber — o Grauen! — das Zeug ſchmeckte entſetzlich. Da ich nun aber einmal beim Unterſuchen war, ſo wollte ich wenigſtens wiſſen, woraus denn eigentlich der ſonderbare Quark beſtand, daher fiſchte ich die einzelnen Ingredienzien heraus. Da fand ich: Erbſen, Graupen, Kartoffel, Brodkruſten, Bohnen, Gewürzel u. dgl. Dieſe Nahrungsmittel ſind ja an und für ſich ganz gut — wenn ſie gehörig zubereitet ſind! —; allein als Chaos ſervirt erinnern ſie lebhaft an die berüchtigte Melopia, jene Kloſterſuppe, womit die ſpaniſchen Mönche das ausgeſaugte Volk abfütterten, und die aus lauter Küchenabfällen zubereitet wurde. Obgleich ich Hunger empfand — ſeit ca. 48 Stunden hatte ich faſt gar nichts genoſſen — goß ich wohl oder übel das wüſte Gemengſel fort und aß lieber ein Stückchen trockenen Brodes. Vorſchriftsmäßig reinigte ich das Geſchirr und ſtellte es an den gehörigen Ort.

Den Nachmittag über kam ein Beamter nach dem andern zu mir, unverkennbar von Neugierde getrieben. Der proteſtantiſche Prediger, der Schulmeiſter, der Ober-, der Arbeits- und der Polizeiinſpektor, der Oberaufſeher ꝛc. Jeder knüpfte ein Geſpräch an, und das Thema war natürlich ſtets meine Situation. Ich hielt mit meinem Mißfallen über die mir drohende Behandlung nicht zurück; allein die Solidarität der Verwaltung veranlaßte dieſe Leute zu den mannigfaltigſten Ausflüchten. Der Eine ſagte ironiſch, das Recht der Selbſtbeköſtigung ſei eigentlich ein Unrecht, weil es nur dem Reichen zu Gute komme, worauf ich indeß erwiderte, daß dies im Grunde genommen ſeine Richtigkeit habe, daß es aber ſo lange das Minimum von Begünſtigung politiſcher Gefangener ſei, als man ſich nicht entſchließe, denſelben ex officio ein menſchliches Eſſen zu verabreichen, was allerdings dringend gewünſcht werden müſſe. Ein Anderer wollte mich mit dem „Rechtsſtaat“ hänſeln. Früher, zur Zeit des Abſolutismus, ſei freilich manchem Gefangenen erlaubt worden, ſich ſelbſt zu beköſtigen, das ſei aber die größte Ungerechtigkeit geweſen. Heutzutage werde ſtreng nach dem Geſetz verfahren, und dies kenne nur gleichmäßige Strafen. Liege im Geſetz ſelbſt ein Fehler, ſo müſſe eben dies geändert werden. „Sie ſind ja ſelbſt Geſetzgeber“, fügte der Betreffende ſpöttiſch lächelnd hinzu. Ein Dritter begann ein Geſchichtchen von der Unbotmäßigkeit, Genußſucht, Faulheit u. ſ. w. der „niederen Schichten“ zu erzählen, wobei natürlich die Steinträger mit ihren Fünf-Thaler-Taglöhnen und die Maurer mit ihren Portwein- und Rehrücken-Extravaganzen die Prachtbeweisſtücke bildeten. Dieſem Geſchwätz machte ich damit ein Ende, daß ich ſagte, Jeder, der an derartige Flauſen glaube, könne nichts Beſſeres thun, als ſelbſt unter die Steinträger und Maurer zu gehen, um Antheil zu nehmen an der Goldernte. Noch ein Anderer ſprach vom „Beſſerungsprinzip“; und ſo ging es, wie geſagt, den ganzen Nachmittag fort.

Abends ließ mich der Director rufen. Derſelbe hatte ein Blatt Papier vor ſich liegen und gab folgende Erklärung ab: „Die Direktion hat beſchloſſen, Sie ſtreng iſolirt zu halten, weil Sie Reichstagsabgeordneter ſind, weil Sie es ſelbſt wünſchen, und weil Sie auf-

reizende Reden halten!" Man wird begreifen, daß ich hier wohl oder übel lachen mußte. „Ja, das ist sehr ernst zu nehmen", sagte der Direktor, dem mein Lachen nicht entgangen war, „denn Niemand ist mehr geneigt, Aufreizungen Gehör zu schenken, als ein Gefangener." Was hätte ich wohl hierauf bemerken sollen? Ich lachte abermals. Der Direktor aber, welcher sich gedacht haben mag, das Nachfolgende werde mir das Lachen schon verleiden, fuhr in seiner Erklärung fort: „Die Selbstbeköstigung kann Ihnen nicht gestattet werden, ebenso wenig, daß Sie sich beliebig beschäftigen, vielmehr sind Sie der Kartonnage-Abtheilung zugewiesen und verpflichtet, das Pensum, welches Ihnen aufgegeben werden wird, zu liefern. Dagegen wird Ihnen, mit Rücksicht auf Ihre Eigenschaft als Reichstagsabgeordneter, das Tragen Ihrer eigenen Kleider gestattet."

In meinem Hirnkasten fing es an zu tanzen; und das Gefühl, ein ohnmächtiger Sklave des vor mir sitzenden Beamten zu sein, verschnürte mir die Brust. Aber nur einen Moment lang beherrschte mich der Pessimismus; und alsbald ballten sich meine Hände krampfhaft zusammen; wie wenn ein elektrischer Strom mich getroffen hätte, schoß mir gleichsam Lebenskraft in alle Glieder; und mein Entschluß war rasch gefaßt. Das Einzige, was unter den gedachten Verhältnissen am Platze sein kann, ist ein energischer Kampf! Diesen mit Ausdauer zu führen, nicht nur, um für mich und meine Nachfolger einen günstigeren Platz auf der modernen Folterbank zu erobern, sondern auch, um meinen Geist rege zu erhalten und mich vor Stumpfsinn zu schützen, — dahin ging mein Gelöbniß. „So hat man also die Absicht, mich systematisch zu Grunde zu richten?" sagte ich, den Direktor scharf ins Auge fassend. Dieser blieb ganz ruhig, offenbar hatte er sich schon auf eine Szene gefaßt gemacht und gerieth daher nicht, wie gestern, gleich in Extase. „Wenn Sie glauben", replizirte er eben so kalt, als gelassen, „daß Ihnen Unrecht geschieht, so steht Ihnen der Beschwerdeweg offen, und zwar verweise ich Sie zunächst an die Aufsichts-Kommission, die am kommenden Sonnabend hier tagt." Sofort eignete ich mir diesen Gedanken an und meldete meine Beschwerde in aller Form. Dann wollte ich gehen; in diesem Augenblicke trat aber der Oberinspektor ins Zimmer und brachte mehrere Zeitungen, die für mich eingelaufen waren. Er wies die Blätter dem Direktor und fragte ihn, ob er sie mir aushändigen solle. Da that der Letztere jedoch, als wäre er aus den Wolken gefallen. „Zeitungen!" rief er höchlichst erstaunt, „im Gefängniß Zeitungen?!" Damit war das Signal zu einer langwierigen Debatte gegeben. Bemerkte ich, daß ich ja zum Hottentotten werden müsse, wenn ich von der Tagesgeschichte nichts erfahre, so war er mit der Redensart bei der Hand, ich hätte eben dafür sorgen sollen, daß ich unbestraft blieb. Nach langwierigen Auseinandersetzungen kam es doch dahin, daß mir vorläufig die „Vossische Zeitung" gestattet wurde; definitiv solle die Aufsichts-Kommission über diesen Gegenstand entscheiden. Dann wollte mich der Mann noch ermahnen, fügsam zu sein, was mich veranlaßte, ihm unter Bezugnahme auf seine gestrige beschimpfende Aeußerung, daß meine Handlungsweise gefährlicher sei, als die eines Diebes ꝛc., zu

bemerken, daß er eigenthümliche, aber total falsche Ansichten über mich zu haben scheine. Ich rieth ihm, Einsicht von meinen Prozeßakten zu nehmen, damit er sich selbst überzeuge, daß meine Verurtheilung, resp. die über mich verhängte Strafe, in gar keinem Verhältniß zu meiner Handlungsweise stehe. Aber Alles war umsonst. Die Beschimpfung von gestern wurde nicht zurückgenommen; im Gegentheil kam das landläufige Vorurtheil über die Sozialdemokraten erst recht zum Ausbruch. Mit sichtlichem Gruseln und mit tragischem Pathos rief der Direktor: „O, ich bin fest überzeugt, wenn Sie und Ihresgleichen könnten, wie Sie wollen, so würde die Guillotine aufgefahren und geköpft nach Noten, weder Leben noch Eigenthum wäre sicher, und Mord und Brand würden herrschen, wie man es in Frankreich erleben mußte!“ — Darauf resultatloser Disput. Endlich konnte ich abtreten. Da ich einen Bleistift und diverses Papier vor der Visitation gerettet hatte, so setzte ich mich gleich nach meiner Ankunft in der Zelle nieder und schrieb mir Alles auf, was ich gestern und heute erlebte. Auch eine Unterhaltung! —

II.

Die Aufsichts-Kommission.

Den 18. Oktober 1874.

Zu den großen Reformblüthen, welche der Liberalismus gezeitigt hat, gehört auch das Institut der Gefängniß-Aufsichts-Kommission, und die Süßholzraspler der sogenannten „öffentlichen Meinung“ singen wahre Hymnen auf diese Einrichtung. Früher seien die Gefängnißvorstände reine Autokraten gewesen, welche in tyrannischer Weise das Szepter der Willkür, resp. die Knute schwangen, jetzt aber sei ein wahrhaft „revolutionärer Fortschritt“ bewerkstelligt worden, indem eine Kommission gleichsam als Allweisheit und Allgerechtigkeit über den Strafvollzug wache und nicht allein die Gefängnißverwaltungen kontrolire, sondern auch eine Beschwerdeinstanz bilde, bei welcher jeder Gefangene Schutz gegen Ungehörigkeiten finde. Da ich mich nun für alle revolutionären Fortschritte sehr interessire, habe ich mich schon längst nach der gedachten Kommission (vorläufig, wenn ich nicht irre, ist dieselbe auch nur probe- und musterweise für die Strafanstalten Berlins eingesetzt worden) eingehender erkundigt. Allein was ich da in Erfahrung brachte, war durchaus nicht geeignet, mir eine hohe Meinung über die erwähnte Korporation beizubringen. Dieselbe besteht nämlich aus einem Obertribunalsrath, einem Kammergerichtsrath, dem Direktor des Berliner Stadtgerichts und aus den akademisch gebildeten Beamten der betreffenden Strafanstalt, wo eine Sitzung stattfindet, was alle 4 Wochen einmal der Fall ist. In früherer Zeit hatte ein Gefangener

auch das Recht, bei den höheren Justiz- oder Verwaltungsbehörden sich über erlittene Unbilden zu beschweren; allein es herrschte allenthalben die Praxis, derartige Beschwerden regelmäßig zu verwerfen, weil man sich einbildete, es könnte bei umgekehrtem Verfahren die Autorität der Strafanstaltsbeamten erschüttert werden; im höchsten Falle erfolgten Verordnungen, welche Wiederholungen der fraglichen Dinge mehr oder weniger erschwerten. Diesem Uebelstande sollte nun die Aufsichts-Kommission abhelfen. Nun lehrt aber schon deren Zusammensetzung, daß der beabsichtigte (?) Zweck nicht erreicht werden kann. Wie kann denn eine Behörde beaufsichtigt werden, wenn sie selbst in ihren maßgebendsten Personen dem Aufsichtsinstitut einverleibt ist oder gar die Majorität desselben bildet? Ein Gefangener will sich über einen Strafanstaltsdirektor beschweren und findet denselben am Tische der Beschwerdeinstanz! Ist das nicht heiter? Ich habe nichts dagegen, wenn die Aufsichts-Kommission die Strafanstaltsbeamten nach Belieben vernimmt, obgleich schon hiermit mancherlei Nachtheile für die Gefangenen verknüpft sind, weil ihnen eben weniger geglaubt wird, als den Beamten; aber wenn die höheren Funktionäre einer Strafanstalt geradezu Theil nehmen an den Sitzungen, Berathungen und Beschlüssen einer Kommission, die sie überwachen soll, dann hört denn doch die Gemüthlichkeit auf. Jedermann weiß, daß es eine Ungeheuerlichkeit ist, wenn Kläger und Richter eine Person bilden; hier sind aber unter Umständen die Angeklagten ihre eigenen Richter! — Und das nennt man „revolutionären Fortschritt"; wahrhaftig in diesem Falle ist der Ausdruck des Dr. Westermeier: „Den Fortschritt hole der Teufel!" sehr am Platze. Begreiflicher Weise waren von vornherein die Hoffnungen, welche ich auf das mehrerwähnte Kollegium setzte, nicht sehr groß; indeß kam mir die Situation, in welche mich der Machtspruch des Direktors versetzt hatte, doch gar zu ungeheuerlich vor, als daß ich nicht trotz alledem und alledem wenigstens in der einen oder in der anderen Beziehung eine freiwillige Remedur erwartet hätte. Als ich daher gestern Abend um 6 Uhr vor die Aufsichts-Kommission geführt wurde, beseelte mich immerhin das angenehme Gefühl guter Erwartung. Wie sehr ich mich jedoch der Illusion hingab, zeigte sich nur zu bald. Bevor ich aber dies beschreibe, kann ich nicht umhin, einige anderweite Erlebnisse der drei letzten Tage mitzutheilen.

Mit Zwangsarbeiten hat man mich noch nicht behelligt; wie mir gesagt wird, will man in dieser Beziehung erst die Entschließung der Aufsichts-Kommission abwarten. Damit mir jedoch die Zeit nicht zu lang werde, hat mir der Prediger einige Bücher geschickt, recht nette Exemplare. Die Geschichte eines gewissen Friedrich, vulgo „der Große" von Carlyle, bekanntlich ein Produkt der lächerlichsten „Helden"-Anbetung. Ferner eine Biographie des Urphilisters Claudius. Endlich den 1871er Jahrgang des „Daheim", angefüllt mit Mordspatriotismus und höherer Franzosenfresserei. Der Anfang einer Novelle, betitelt „Die Helden der Arbeit", war mit einem Merkzeichen versehen. Ich las das Machwerk und fand, ganz meiner Vermuthung entsprechend, alsbald als des Pudels Kern die Verächtlichmachung der Arbeiter-

bestrebungen! — Am Donnerstag wurde ich zum ersten Mal zur Freistunde" aufgerufen. Als ich auf dem Vorplatze stand, hieß man mich den Hut abnehmen (nachträglich belehrte mich mein Aufseher dahin, daß jeder Gefangene mit der Kopfbedeckung in der Hand sich unter Dach zu bewegen habe und nur im Freien seinen Kopf bedecken dürfe!); hernach mußte ich mich mit etwa 10—12 Spitzbuben in Galgenuniform in Reihe und Glied stellen, um gemustert zu werden; dann hieß es „Rechtsum!", und hinaus ging's in ein kleines Höfchen, wo man nur Himmel und Gefängnißmauern sieht. Hier pflanzte sich der Aufseher in der Mitte auf, während die Gefangenen, Einer hinter dem Andern, in Abständen von je 4 - 5 Schritten, einen regulären Gänsemarsch im Kreise umher aufführten, ich mitten dazwischen. Mäuschenstill, weil den Strengisolirten das Sprechen untereinander verboten ist, wurde etwa $^3/_4$ Stunde lang der Zirkeltanz aufgeführt, dann hieß es „Antreten!", und nachdem abermals die unvermeidliche Front formirt war und eine neue Musterung stattgefunden hatte, wandelte man zurück nach den Zellen. Derartige „Freistunden" habe ich nun jeden Tag je eine genossen — zum Gaudium meiner Promenade-Kollegen, deren Mimik selbst den preußisch-strammen Ernst des Aufsehers verscheuchte und Heiterkeit auf seine Amtsmiene zauberte. Die sogenannte „Kost", welche ich seither erhielt, bestand täglich aus 3 Suppen und 2 Stücken Brod. Die Ersteren hatten verschiedene Namen, schmeckten aber völlig gleichartig, nämlich gar nicht, so daß mich beim vierten oder fünften Löffel voll schon Ekel anwandelte; und das trockene Kommißbrod wollte auch nicht recht munden. So habe ich denn gehungert; und als ich vor die Aufsichts-Kommission hintrat, war ich so schlaff und matt, daß ich kaum zu sprechen vermochte und schier umgesunken wäre.

Gestern Abend um 6 Uhr ließ mich, wie gesagt, das wohllöbliche Kollegium, welches im Zimmer des Direktors tagte, rufen. Als ich eintrat, herrschte einige Augenblicke eine ganz peinliche Stille, die mich um so unangenehmer berührte, als der Eindruck, welchen die Gerichtsbeamten auf mich machten, ganz niederdrückend war. Jeder Gesichtszug schien ein Paragraphenzeichen darzustellen; und nicht eine Faser von Wohlwollen traf mein Auge. Da fiel mir unwillkürlich die Inschrift ein, welche Dante an die Pforte seiner Hölle setzte: „Ihr, die Ihr hier eintretet, laßt jede Hoffnung hinter Euch!" Am liebsten wäre ich gleich wieder meiner Wege gegangen. Indeß der Vorsitzende — der Obertribunalsrath — forderte mich nun auf, meine erhobene Beschwerde zu begründen. Mechanisch, weil hoffnungslos, kam ich diesem Verlangen nach; ich betonte den politischen Charakter meines angeblichen „Vergehens", wies auf die neuzeitliche humane Praxis hin, welche in jedem Kulturstaate in derartigen Fällen bisher fast durchgängig beobachtet wurde, und forderte Entbindung von der Zwangsarbeit, Gewährung der Selbstbeköstigung und Unbeschränktheit meiner Lektüre.

Ohne nur eine Gesichtsmuskel zu verziehen, starr, wie aus Stein gemeißelt, hörten mich diese Leute an, in deren Hände für neunzehn Monate mein Wohl und Wehe gelegt ist, und die im Begriffe standen, mit einfachem Ja oder Nein darüber zu befinden. Als ich geendet hatte,

hieß man mich abtreten. Während ich auf dem Vorplatze den Machtspruch abwartete, ging ich mit mir zu Rathe, welche weiteren Maßregeln ich nun wohl ins Werk zu setzen hätte, denn eine für mich günstige Entscheidung erwartete ich von dieser Kommission nimmermehr. Es dauerte aber gar nicht lange, so wurde ich wieder aufgerufen. Wieder herrschte peinliche Ruhe, eisige Kälte, selbst die Lampe, welche auf dem Tische stand, schien juristisch angekränkelt zu sein, denn sie leuchtete so schlecht, daß die ganze Szene gewissermaßen ins Düstere gehüllt war.

Der Vorsitzende warf sich alsbald in eine autoritätsbewußte Positur und gab eine Erklärung ab, welche in folgenden Sätzen gipfelte:

„Nach der Hausordnung **kann** die Direktion solchen Gefangenen, die, wie Sie z. B., im Besitze ihrer bürgerlichen Ehrenrechte sich befinden, die Selbstbeköstigung gewähren; allein dieselbe (die Direktion) hat sich im Hinblick auf Ihre zahlreichen Vorbestrafungen und **auf die Art Ihres Vergehens** (!) nicht veranlaßt gesehen, Ihren diesbezüglichen Wünschen zu entsprechen. Dieses Verhalten des Herrn Direktors wird von der Aufsichts-Kommission gebilligt, während Sie mit Ihrer Beschwerde, weil dieselbe unbegründet ist, hiermit abgewiesen werden. Mit der Verweigerung der Selbstbeköstigung wird aber das Recht auf beliebige Beschäftigung ganz von selbst hinfällig, indem dieses nach der Hausordnung nur dann statthaft ist, wenn sich ein Gefangener selbst beköstigt. — Uebrigens dürfte die Ihnen zugetheilte Arbeit ganz angemessen sein. Publizistisch waren Sie ja nur als Autodidakt und obendrein in einer solchen Weise thätig, welche Sie beständig mit den Strafgesetzen in Konflikt brachte. Und da Sie in Wirklichkeit Buchbinder sind, so kann es nur von segensreichen Folgen sein, wenn Sie durch die hierortige Beschäftigung wieder Ihrem eigentlichen Berufe zurückgegeben werden." — —

Damit wollte mich der Sprecher entlassen; allein nun hub der Direktor an: „Da sind für den Gefangenen Most auch allerlei Zeitungen u. dgl. eingelaufen, lauter „Volksfreunde", „Volksboten", „Bauernfreunde", „Volksstaats", „Volkskalender" und wer weiß was sonst noch. In diesen Blättern wird über den Most'schen Prozeß wüthend losgezogen und auch sonst über alles Mögliche dermaßen raisonirt, daß man doch wahrhaftig den Strafzweck vereiteln würde, wenn man eine derartige Lektüre gestattete."

Angeregt durch solchen Amtseifer, ergriff nun der Vorsitzende wieder das Wort: „Diese Drucksachen", sagte er, „die man Ihnen zugesandt hat, sind durchweg sozialdemokratischer Natur und deren Lektüre wäre daher nur geeignet, Sie in Ihren Anschauungen neuerdings zu bestärken, wozu unmöglich durch eine Behörde die Hand geboten werden kann. Da Sie aber vorhin behaupteten, daß es für Sie ein unentbehrliches Bedürfniß sei, mit der Tagesgeschichte vertraut zu bleiben, so wird Ihnen die Wahl gelassen zwischen der „Norddeutschen Allgemeinen", der „National-" und „Vossischen Zeitung".

Ein meinerseits gemachter Versuch, wenigstens die „Frankfurter Zeitung" zu retten, wurde einfach mit Kopfschütteln beantwortet. So

entſchied ich mich denn für die Tante Voß. Damit war die Szene zu Ende. In meiner Zelle angekommen, fand ich einen Napf voll Hafergrütze, dem zur Rechten der gefüllte Waſſerkrug und zur Linken ein Stück Kommißbrod aſſiſtirten. Weitere Anmerkungen halte ich für überflüſſig.

III.

Die Beamten-Konferenz.

Den 20. Oktober 1874.

Jeden Montag Vormittag treten ſämmtliche Oberbeamten der Anſtalt zu einer Konferenz zuſammen. Bei dieſen Zuſammenkünften ſtellt der Direktor jedesmal die im Laufe der vergangenen Woche eingelieferten Gefangenen, welche längere Strafen zu verbüßen haben, den übrigen Beamten vor und theilt mit, was über dieſelben verfügt iſt. Außerdem werden die Wochenereigniſſe, wie ſie zur Kenntniß der Einzelnen gelangten, oft die untergeordnetſten Dinge, bekannt gegeben; und mitunter wird über Maßregeln berathen, die in beſonderen Fällen zu ergreifen ſind. Der Wille des Direktors iſt ſtets maßgebend. Denn daß dieſem Niemand zu opponiren wagt, das bewies mir ſchon der Umſtand, daß Jeder, mit dem ich bisher ſprach, obgleich er vielleicht im Stillen ganz anders denkt, das Prinzip des Direktors bis ins Kleinſte vertheidigt, und daß ſich Keiner erniedrigt fühlte, wenn er ſagte, zu befehlen habe hier lediglich der Direktor. Es iſt, wie wenn ein abſoluter Fürſt mit ſeinen Statthaltern verhandelt; und die Devotion überſteigt alle Begriffe. Und doch iſt eine Gefängnißverwaltung weiter nichts, als eine perſonifizirte Zuchtruthe!

Bei der geſtrigen Konferenz wurde u. A. auch ich vorgeſtellt, obgleich mich die ſämmtlichen Beamten ſchon einzeln kennen gelernt hatten. Bevor jedoch die Sitzung begann, ließ mich der Direktor zu ſich rufen, um mir, wie es ſchien, ins Gewiſſen zu reden. Er meinte, ich hätte nun geſehen, daß auch die Aufſichtsbehörde meine Anforderungen mißbillige, demgemäß werde es wohl am beſten ſein, wenn ich mich endlich beruhige. Im perſönlichen Umgang könne ja ein Unterſchied mit mir gemacht werden —, ſoweit ich mich angemeſſen betrage. Mit ſolchem Sirenengeſang war mir jedoch nicht beſſer beizukommen, als mit dem früheren Gepolter, vielmehr beantwortete ich denſelben damit, daß ich um Schreibmaterialien nachſuchte, um beim Juſtizminiſter eine Beſchwerde einreichen zu können. Da ſich nun aber der Direktor — wahrſcheinlich mit ziemlichem Grunde — des miniſteriellen Beifalls ſicher fühlte, genehmigte er mit lächelnder Miene mein Geſuch. Damit er indeß nicht gar zu ſehr im Hochgenuß der excellenten Gunſt ſchwelge, ſtellte ich als weiteren Schritt eine Denkſchrift an den Reichstag in Ausſicht.

„Ja, meinen Sie denn, daß sich der Reichstag Ihrer annehmen werde?", frug mich der unerbittliche Mann, dessen Wohlbehagen an dem zu erwartenden ministeriellen Bescheid sichtlich im Abnehmen begriffen war. „Ja," sagte ich, „das erwarte ich ganz bestimmt, so wenig ich sonst von unserem ganzen Parlamentarismus halte. Ich bin mir in dieser Beziehung um so sicherer, als bereits früher einmal über eine vorgekommene ungehörige Behandlung politischer Gefangener im Reichstage die tiefste Entrüstung ausgesprochen worden ist." Hierauf wäre offenbar nichts mehr zu sagen gewesen; der Direktor wollte aber um jeden Preis Recht haben, daher warf er mir mit geringschätziger Miene entgegen: „Diese Herren Reichstagsabgeordneten sind in Bezug auf den Strafvollzug fast lauter Nichtsachverständige und haben schon deshalb keine Ursache, Einwände zu erheben, weil sie selbst das Gesetz gemacht haben, nach welchem alle Strafen verhängt und vollstreckt werden. Freilich Sie könnten nachgerade wissen, was Brauch ist; denn Sie sind doch schon oft genug eingesperrt gewesen. In Zwickau z. B. wird Ihnen der Herr d'Alinge wohl das Nöthige klar gemacht haben". Das war Wasser auf meine Mühle. „Gewiß!" replizirte ich mit Nachdruck, „ich hatte bereits verschiedene Male die Ehre, meiner Ueberzeugung halber hinter Schloß und Riegel gebracht zu werden; allein Gefängnißkost habe ich noch nie gegessen, und Zwangsarbeit ist mir nie zugemuthet worden; und was den Herrn d'Alinge betrifft, so kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß mich derselbe höchst human und anständig behandelt hat. Dieser Beamte betreibt eben Individualisirung ...." Der Direktor, welcher ganz verdutzt darein sah, fiel mir nun ins Wort. „Individualisirung", rief er, „wird hier auch getrieben; so hat man sie z. B. isolirt u. s. w." Ich lächelte; weil aber die Isolirung mir als Gnadenbrocken vorgehalten wurde, glaubte ich doch eine Bemerkung daran knüpfen zu sollen. „Die Isolirung", entgegnete ich, „hat hier ein seltsames Aussehen. So muß ich z. B. gemeinsam mit etwa einem Dutzend ruppicher Strolche im Gänsemarsch pilgern, was jenen Subjekten — vermuthlich, weil sie bereits erfuhren, wer ich bin, und weil jedem Verwahrlosten Schadenfreude eigen ist — gewaltigen Spaß bereitet. Da möchte ich doch vor Allem um Aenderung bitten." Hier trat eine Kunstpause von etlichen Minuten ein, während welcher der Direktor mehrere Male zum Sprechen ansetzte, jedoch nicht weiter kam, als bis zu einem Hm — ja." Endlich hatte er die schwierige Materie hinlänglich durchdacht und eröffnete mir, daß ich künftighin allein spazieren gehen könne. Dann blies er in eines der vielen neben einander befindlichen, aus der Mauer seines Zimmers hervorstehenden Sprachrohrmundstücke, was zur Folge hatte, daß in einiger Entfernung ein schriller Pfiff ertönte, offenbar ein Signal für irgend einen Untergebenen. Kaum eine Minute später erschien auch bereits ein dienstbarer Geist in Aufseheruniform und stellte sich in unteroffiziermäßige Achtungspositur, ein „Der Herr Direktor befehlen?" lispelnd. Diesem Manne wurde der Auftrag zu Theil, Stühle zu besorgen, worauf er mit einem „Zu Befehl Herr Direktor!" militärisch-stramm abging.

Jetzt glaubte ich, mich empfehlen zu sollen; als jedoch der Direktor meine Absicht merkte, hieß er mich dableiben. In wenigen Minuten war eine Anzahl von Stühlen gebracht und im Halbkreise vor dem Tische des Direktors aufgestellt worden; und fast gleichzeitig füllte sich auch das Gemach mit den Oberbeamten, welche nach einander eintraten. Sie nahmen auf den Stühlen Platz; und die Konferenz begann ohne weitere Formalität mit meiner Vorstellung. Der Direktor verlas meine Personalien und theilte mit, wie es mit mir gehalten werden solle, wobei mitunter wahrhaft erheiternde Momente vorkamen. Im Allgemeinen machte die Prozedur überhaupt keinen ernsten Eindruck auf mich, vielmehr dachte ich dabei an die reisenden Thierbuden-Besitzer mit ihrem: „Da, da ist er; er frißt Stahl und Eisen ꝛc."

Bei dem Punkte „Religion" meinte der Explikator: „Ja, da steht katholisch; und da steht wieder konfessionslos . . ." „Das Letztere ist richtig!" warf ich dazwischen. „Aber von Hause aus sind Sie doch katholisch?" wendete sich jetzt der Direktor an mich. „Habe aber längst mit dem Katholizismus gebrochen", antwortete ich; überhaupt *glaube ich gar nichts* und bin jetzt *Materialist*!" Ein leises Summen durchzog bei diesem Worte die Reihen der Beamten; der evangelische Prediger verhüllte sein Gesicht mit der Hand, ob aus Betrübniß, oder weil er lachen mußte, weiß ich nicht; und auf dem Gesichte des Direktors spiegelte sich der Ausdruck des Staunens ab. „*Materi—alist* sind Sie?" frug er mich, wie Jemand, der über die Höllenfahrt einer armen Seele soeben die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen hat. „*Diesen* Standpunkt werden Sie im Gefängniß wohl bald aufgeben; da wird manche Stunde kommen, wo Ihr Gemüth des Trostes bedarf; da wird es schon besser sein, wenn Sie sich vom Kirchenbesuche nicht fernhalten." Die Einladung ganz entschieden ablehnend und gegen die Möglichkeits-Annahme hinsichtlich des Wechsels meiner Grundsätze protestirend, bemerkte ich ironisch: „O, ich habe schon erfrischende Psalmen in Bereitschaft, wenn sich bei mir Gemüthsbedürfnisse einstellen sollten; ich rezitire in solchen Fällen einfach diverse Kernsprüchlein von *Herwegh*, *Freiligrath* und ähnlichen Dichtern."

Hinsichtlich des Verkehrs mit der Außenwelt wurde mir mitgetheilt, daß sich derselbe nur auf die Korrespondenz und die Besuche ganz naher Verwandter beschränke. Wolle ich einen Brief schreiben, so müsse ich erst um Erlaubniß nachsuchen; und wenn mich Jemand besuchen wolle, so müsse der Betreffende um eine diesbezügliche Vorladung bei der Direktion einkommen. „Der Verkehr mit sogenannten guten Freunden," zuchtmeisterte der Direktor mit väterlicher Würde, „hört ebenso auf, wie die Lektüre von sozialistischen Schriften. Selbst mit den Aufsehern dürfen Sie nicht politisiren — Herr Polizeiinspektor, notiren Sie sich dies! —; dagegen können Sie gegenüber den übrigen Herren Beamten Ihre Ansichten entwickeln; d. h. so lange Sie durch dieselben angehört werden. Denn ohne solche Maßnahmen kann der Zweck der Strafe, *die Besserung*, nicht erreicht werden! . . ." Diese unverfrorene Ankündigung einer zwangsweisen Proselytenmacherei für den „Liberalismus" — was könnte denn sonst meine „Besserung" sein? — ging mir

denn doch ein wenig über die Hutschnur, und ich fühlte mich verpflichtet, derselben sofort einen Dämpfer aufzusetzen. „Vom sogenannten Bessern", erklärte ich kategorisch, „kann bei mir gar keine Rede sein. Denn nur ein Mensch ohne Charakter und Ehre läßt sich seine Ueberzeugung abpressen!" Die Beamten steckten die Köpfe zusammen; eine solche Verstocktheit war ihnen in ihrer Praxis vermuthlich noch nicht vorgekommen. Der Direktor aber ließ sich nicht verblüffen; dieser Mann scheint sich jenen Erzieher der „Fliegenden Blätter" zum Muster genommen zu haben, welcher seinen Jungen jeden Tag prügelte und dabei ausrief: „Will doch sehen, ob ich dir keine Zuneigung beibringen kann!" Im „liberalen" Zeitalter ist der Haslinger freilich nicht mehr in Anwendung, aber am Plötzensee wird man tagtäglich gleichsam auf den Magen geprügelt und noch obendrein mit Zwangsarbeiten malträtirt. Und diese barbarischen, raffinirten, weil unblutigen und dennoch Körper und Geist langsam zerstörenden Folter-Mittelchen sollten mich für Staat und Gesellschaft begeistern — für einen Staat, der dieselben in Anwendung bringen läßt, für eine Gesellschaft, die den Sport ruhig mit ansieht! Solchen Illusionen schien sich aber der Direktor hinzugeben. Denn anstatt mit meiner unzweideutigen Erklärung sich endlich zufrieden zu geben, sagte er lakonisch: „O, das können Sie jetzt noch gar nicht wissen, wie Sie später denken." Jetzt hielt ich es nicht mehr meiner Würde angemessen, Weiteres zu sagen, daher schwieg ich. Und gleich darauf war die Vorstellung beendet.

Tinte, Feder und Papier erhielt ich Nachmittags, wo ich mich auch sogleich daran machte, an den Justizminister einen geharnischten Brief zu schreiben. Ob er etwas nützen wird? —

IV.

Der Sechsgroschen-Kuli.

Weihnachten 1874.

Weihnachten feiert gewöhnlich auch derjenige, welcher mit dem Christenthum nichts zu schaffen hat; denn die weltliche Seite dieses Festes, das ja eigentlich nur eine Modifizirung einer altrömischen Feier, der Saturnalien, bildet, interessirt fast Jeden. Man macht Geschenke und läßt sich welche machen (soweit man natürlich Geld und Gönner hat) und freut sich seines Daseins. So machte ich denn auch meiner Frau ein Präsent. Ich schickte ihr ein Modell meiner Gefängnißzelle sammt Allem, was sich darin befindet, mich selbst nicht ausgeschlossen. Und da das Ganze von meiner Hand gearbeitet worden war, so fand die seltsame Bescheerung auch Anklang. Mir hingegen konnte Niemand etwas bescheeren, einfach weil die Gefängnißverwaltung hiesigen Orts den

Staatssklaven noch tiefer stellt, als die altrömischen Ackersklaven einst durch ihre Eigenthümer gestellt worden waren. Der finstere, gefühllose Römer hatte wenigstens zur Zeit der Saturnalien ein Einsehen und ermöglichte es seinen Sklaven, daß sie sich ausnahmsweise erquickten; der moderne „Staatsverbrecher" bleibt dagegen Jahr aus, Jahr ein auf die gleiche magere Küche angewiesen, und seine „liberalen" Zuchtmeister lassen ihn mit der größten Seelenruhe auch zur Weihnachtszeit schmachten. Indessen ich tröste mich mit den vielen Tausenden armer Familien, die auch kein Huhn im Topfe haben, trotzdem sie vielleicht durch die Arbeit ihrer Hände manchen Luxuskram geschaffen, mit welchem in diesen Tagen faule Laffen und träge Putzdämchen prunken. In der heutigen miserablen Gesellschaft ist ja leider ein Gefangener noch nicht einmal in der schlimmsten Lage; der „freie" Arbeiter ist oft weit mißlicher gestellt. Also, fort mit den Grillen! Zudem wurde mir soeben eine kleine Freude gemacht. Mein Parteigenosse Slauk, welcher zwei Stockwerke tiefer, gerade unter mir „sitzt", war im Stande, einige Schreibmaterialien aufzutreiben; diese warf er aus dem Fenster, als ich meinen Spaziergang machte. So wurde mir also trotz alledem eigentlich eine Bescheerung zu Theil und noch dazu eine sehr werthvolle. Da mir nämlich zu jedem einzelnen Briefe auch nur ein einzelner Briefbogen verabfolgt wird, und da mir außerdem nur noch Schreibhefte, die der Aufseher „durchniescht", d. h. revidirt, zu schriftlichen Arbeiten in meiner freien Zeit käuflich gemacht sind, so konnte ich seither nur wenig Verbotenes schreiben; und was ich schrieb, betraf harmlose Dinge, wie sie in Briefe passen, welche Gefangene gegen das Verbot mit einander austauschen. Die eingesperrten Sozialisten hiesiger Strafanstalt haben nämlich in der jüngsten Zeit eine Art Postdienst organisirt. Doch davon später! Es ist lange her, seitdem ich meinem „Tagebuche" keine Blätter mehr zufügte, weil es mir, wie gesagt, am Materiale fehlte. Seither ist mir aber manches Bemerkenswerthe begegnet; es endlich aufzuzeichnen, sei mein Feiertags-Vergnügen.

Am Tage nach der Konferenz, bei welcher ich den Beamten vorgestellt worden war, erschien der Werkmeister des Notizbücher-Unternehmers und ließ durch einen Gefangenen Werkzeuge und Rohstoffe in meine Zelle schaffen. Ich ersuchte den Mann, mir wenigstens feinere, komplizirtere Arbeiten zu überweisen, der erklärte mir aber, daß hier nur ganz ordinärer Kram fabrizirt werde, da ja unter den ca. 80 Leuten, welche sein Prinzipal durchschnittlich pachte, selten ein Buchbinder sich befinde. Er gab mir Wachstuch-Brieftaschen zu machen, und zwar sollte ich davon täglich zwei Dutzend liefern. Der Arbeitsinspektor theilte mir mit, daß ich, nach Ableistung meines Pensums mich geistig beschäftigen könne. Dies war wohl nur Hohn; denn bisher war ich nicht einmal im Stande, mit dem Pensum fertig zu werden, geschweige denn, daß mir zu geistigen Arbeiten am Tage Zeit geblieben wäre; und Nachts wurde um $8^1/_2$ Uhr das Gaslicht abgedreht.

Das Notizbuch-Unternehmen steht mit einer Blumenblätterfabrik in Verbindung; denn die beiden Besitzer dieser Geschäfte sind assoziirt, so daß man es eigentlich mit zwei „Herren" zu thun hat. Diese kommen

auch ab und zu in die Zelle, ohne daß mir der Zweck dieser Besuche recht klar ist. Der Eine davon, welcher der Notizbuchbranche vorsteht, benimmt sich übrigens ziemlich leutselig; und wenn er auch seine Herablassung nicht weiter treibt, als bis zu einem „Guten Tag, Most!“ so will ich kein Wort weiter darüber verlieren. Sein Kompagnon aber, der stets mit dem Hute auf dem Kopfe und dem Klemmer auf der Nase eintritt, ohne zu grüßen, muß als Bourgeois, wie er im Bilderbuche steht, d. h. als arrogant bezeichnet werden. Was soll ich aber machen? Soll ich ihm vielleicht den Hut vom Kopfe schlagen? — Ich muß mir sein Benehmen einfach gefallen lassen. Ich bin ja sein Kuli; er hat mich ja Tag für Tag für sechs baare Groschen angekauft. Obendrein ist er selbstverständlich mein sozialer und politischer Gegner; und als solcher will er auch einen Genuß haben. Wo Klassenherrschaft existirt, bringt es schon die Ausbeutungs-Natur der vermöge solcher „Ordnung“ Privilegirten mit sich, daß dieselben im Hochgenusse schwelgen, wenn ein Proletarier oder gar ein „Agitator“ des Proletariats, welcher an den Grundlagen jener sauberen „Ordnung“ rüttelte, ihnen gleichsam als Kriegsgefangener zu beliebigem Gebrauche ausgeliefert wird. Dies haben die römischen Patrizier bewiesen; dies bestätigten die aus dem Bauernkriege siegreich hervorgegangenen Strauchritter; und dies zeigen auch die Prozentbürger unserer Tage.

Neben der Arbeit für die gedachten Bourgeois giebt es noch mancherlei sonstige Frohndienste. Gleich Morgens um 6 Uhr, wenn man sich reglementsmäßig auf ein gegebenes Glockenzeichen vom Lager erhoben, angekleidet und gewaschen hat, muß das „Bett“ gemacht werden; dann sind die Stiefel zu putzen, die Zelle muß mit einem Handfeger in gebückter Stellung ausgekehrt werden u. s. w. Nach jeder Mahlzeit ist der Napf auszuspülen und der Löffel zu putzen, worauf besagte Gegenstände an ihrem gehörigen Orte paradem äßig aufzustellen sind. Aber nicht allein Stubenmädchen und Hausknecht muß man spielen, sondern auch die Scheuerfrau. Gleich am zweiten Sonnabend meines Hierseins stellte man mir einen mit Wasser gefüllten Eimer sammt Hadern und Bürsten in die Zelle und befahl mir, sämmtliche Mobilien, die Fenster, die Thüre und den Fußboden gehörig zu reinigen. Nun hätte ich mich freilich widersetzen und vielleicht den Erlaß solcher Arbeiten erzielen, vielleicht aber auch mir Disziplinarstrafen auf den Hals laden können. Ich dachte mir jedoch: Hat man dir einmal solche Arbeiten zugemuthet, so machst du sie auch; eine spätere Aufzeichnung des Faktums wird eine hinlängliche Strafe dafür sein. Und so fing ich denn zu putzen und zu scheuern an. Zunächst rückte ich mein Tischchen unter das Fenster, dann stellte ich meinen Schemel darauf und nun kletterte ich selber hinan — eine halsbrecherische Prozedur! — um die beiden Fensterflügel zu reinigen, so nebenher eine verbotene Aussicht von mäßiger Schönheit genießend. Waren die Fenster geputzt, so kam das Blechzeug (Waschbecken, Müllschippe, Becher und Büchsen) an die Reihe. Dasselbe mußte spiegelblank gescheuert werden. Schon früher hatte mir dies der Polizeiinspektor eingeschärft; „damit wir keine Anstände haben“, sagte er. Und der Oberaufseher vergaß bei seinen Revisionen, die er täglich

mit großer Grazie vornahm, niemals, mit ernstem Kennerblick die Politur des Staatsblechs zu prüfen. Hernach galt es, den Möbeln einen frisch-gewaschenen Sonntagsanstrich zu geben. Die Zellenthüre war inwendig und auswendig gleichfalls ihres Schmutzes zu entledigen, bei welchem Geschäfte ich manchmal Beamte und Gefangene zu Zuschauern hatte. Ferner war mit dem Kloset die sehr delikate Wäsche vorzunehmen; und endlich ging es über den Fußboden her. Bis Alles fix und fertig war, konnten meine Knochen Einiges erzählen.

So spielte ich seither jeden Sonnabend die Scheuerfrau bis vor Kurzem, wo mich einer meiner „Herren" — derjenige, welchen ich bereits als den anständigeren bezeichnet habe — beim Hadernauswinden überraschte. Selbst diesem Manne schien die Sache ungeheuerlich vorzukommen, indem er ganz erstaunt fragte, ob ich denn gezwungen sei, solche schmutzige Arbeiten zu verrichten. „Ja wohl," sagte ich mit Selbstironisirung, „hier wird auch der Vertreter der deutschen Nation zum Nachtstuhlfegen ꝛc. verwendet!" Von nun an ließ gedachter Unternehmer die Scheuerungsarbeiten auf sein Risiko durch einen Gefangenen verrichten, den er als Hausknecht gemiethet hatte. Hinsichtlich des Zelle-Auskehrens, des Stiefelputzens ꝛc. hat es jedoch noch immer bei der oben gekennzeichneten Ordnung sein Bewenden.

Die „Kost", welche ein Staats-Kuli hier erhält, läßt hinsichtlich der Quantität gar nichts zu wünschen übrig, indem täglich Jedem Morgens, Mittags und Abends je eine Schüssel voll Suppe — zusammen 3 Liter — verabfolgt wird, wozu noch 2 tüchtige Stücken Kommißbrod kommen. Was aber die Qualität anbelangt — o weh! Bloß in Wasser wird zwar nicht gekocht, aber von dem Fett — Talg, Schmalz oder Butter — merkt kein Mensch etwas, weil es sich eben auf zu ungeheure Mengen vertheilt. Drei Mal in der Woche giebt es Mittags auch Fleisch; aber hiermit steht es ähnlich, wie mit dem Fett. Wenn ich nicht irre, kocht man pro Kopf 70 Gramm; jedoch muß Einer von Glück sagen, wenn er einige Stückchen in seiner Suppe zu sehen bekommt. Das Fleisch wird nämlich im Ganzen kurz und klein gehackt und im Tausend-Portionen-Kessel sammt den übrigen Suppen-Ingredienzien gehörig gekocht. Gewöhnlich unterscheiden sich daher die Suppen an sogenannten Fleischtagen so viel wie gar nicht von den gewöhnlichen Suppen. Heute, am ersten Weihnachtstag, wie auch zu Ostern und Pfingsten, erhält jeder Gefangene einen „Sperling", das ist ein richtiges Stück Rindfleisch, angeblich 250 Gramm. Und an den Abenden dieser Festtage wird auch per Kopf $^1/_2$ Liter Dünnbier — sehr dünn! — gespendet. Alle Suppen schmecken mir gleichmäßig, das heißt, ich finde sie sammt und sonders geschmacklos. Man unterscheidet früh: Mehlsuppe (Kleister) und „Kaffee" — Blümchenskaffee dritter Qualität; Mittags: Bohnen, Erbsen, Linsen, Rumforter, Sauerkohl, Reis, Kartoffel und Mohrrüben; Abends: Brod-, Kartoffel-, Hafer- und Buchweizengrütze- und Mehlsuppe. Für jedes Gericht kennt die Gaunersprache eine eigenthümliche Bezeichnung. So nennt man z. B. die Buchweizengrütze-Suppe „blauen Heinrich", die Mohrrüben gelten als gekochte „Polizeifinger" u. s. w.

Dem völligen Hungerleiden in der ersten Woche meiner Haft folgte ein wüthender Heißhunger, welcher etwa 14 Tage lang anhielt, so sehr, daß ich über die verabfolgten Suppen gierig herfiel und sie mehr verschlang als aß. Es war mir immer, als könnte ich gar nicht mehr satt werden. Da auf einmal stellte sich wieder der alte Ekel ein, welcher bis heute vorwaltet. Zum Glück hat der Arzt alsbald sein Möglichstes gethan. Er verschrieb mir Semmel statt des Brodes und die sogenannte „Mittelkost" erster Klasse. Die besteht in $^1/_2$ Liter Milch per Tag und in vier Mal per Woche (an den Tagen, wo das allgemeine Essen keine Fleischfäserchen enthält) verabreicht werdenden Fleischrationen von je 125 Gramm sammt der daraus gewonnenen Suppe. Alle 4 Wochen muß um Erneuerung dieser Verordnung eingekommen werden. Ist nun auch dieses Extrafutter ganz genießbar und kräftig, so ist es doch viel zu wenig, als daß es den Genuß der Kommißsuppen gänzlich überflüssig machte, ergo ist und bleibt die Nahrungsfrage eine brennende — oft s o d brennende! —

Nach der Hausordnung erhalten diejenigen Gefangenen, welche sich makellos betragen, je nach Fleiß, einen Antheil am Arbeitsverdienst. Abgesehen von Geschenken, welche die Unternehmer als „Prämien" für geleistete Ueberpensa bewilligen, und die der Empfänger erst nach Verbüßung seiner Strafe in die Hand bekommt — den Fall einer nothwendigen Unterstützung hülfsbedürftiger Angehöriger ausgenommen —, abgesehen hievon, beträgt der Verdienstantheil höchstens ein Drittel des Kopfgeldes, wovon wiederum höchstens 60 Reichspfennige per Woche zu „Zubuße-Zusätzen", d. h. zum Ankauf von Viktualien ꝛc. verwendet werden dürfen, während das Uebrige erst bei der Entlassung verabfolgt wird. (Einzelne haben schon 200—300 Mark und noch mehr weggetragen.) Die Auswahl der Dinge, die gekauft werden können, ist nicht groß, was schon die vereinzelte Lage der Anstalt mit sich bringt. Brod, leichtes Bier, Butter (gewöhnlich ganz ranzig), Schmalz, Speck, Häringe, „Kuhkäse" (kleine Käschen zum Preise von je 5 Reichspfennigen) und Schnupftaback bilden die ganze Sonntagsgenuß-Liste. Da ich nun meine Pensa nicht immer lieferte, geschweige denn ein Mehreres, so mußte ich froh sein, daß man nicht disziplinarisch gegen mich einschritt und sogar nach und nach „Zubuße-Zusätze" bewilligte. Im Monat Oktober bekam ich allerdings gar nichts, wohingegen mir im November schon gestattet wurde, wöchentlich für 20, später sogar für 60 Reichspfennige einige Kleinigkeiten zu kaufen. Zur Weihnachtsfeier wurde sogar ganz speziell die Verzehrung von „Zubußen" im Werthe einer Reichsmark verwilligt. Dagegen bin ich bisher wiederholt, aber immer vergeblich, bei der Direktion um die Erlaubniß eingekommen, mir aus eigenen Mitteln wöchentlich für 3 Mark Viktualien anschaffen zu dürfen. Da wäre eher ein Stein zu erweichen, als der Direktor von seinem „Prinzip" abzubringen. Wahrhaftig ein recht nettes Prinzip — diese Menschenquälerei. Wer will es mir verdenken, daß ich bei solcher Sachlage zu u n e r l a u b t e n Mitteln griff und den Weg des S c h m u g g e l s betrat? — Schmuggel ist ein häßliches Wort; allein für denjenigen, welchem alle legalen Wege, die zu seinem körperlichen Wohle führen, mit Büreau

kratismus verrammelt werden, existirt nicht allein ein — allerdings ungeschriebenes — Recht, sondern die entschiedenste Verpflichtung zur Selbsthülfe um jeden Preis. Wie ich nun den Schmuggel betreibe, das bleibt besser mein Geheimniß. Es genügt, wenn ich notire, daß die Sache ihre großen Schwierigkeiten hat, daß große Vorsicht beobachtet werden muß, und daß es mir bisher glückte, allerlei Fleischwaaren, Chokolade, Getränke, ebenso Cigarren und sozialistische Zeitungen von Zeit zu Zeit in meine Hände zu lootsen, ohne daß mein Aufseher oder ein anderer Beamter auch nur eine Ahnung davon bekommen hätte.

Eine ganz besondere Leckerei war es jedesmal, wenn mein Schmuggler mich mit 10—12 Nummern des „Volksstaat" versah; denn die Limonade der Dame Voß ist mitunter doch gar zu matt; und das Bewußtsein, durch eine Gefängnißverwaltung selbst auf literarische Hungerdiät gesetzt zu sein, bloß weil sich dieselbe einbildet, Gesinnungen auf solche Weise vertrocknen zu können — dieses Bewußtsein ist — nicht peinlich, nein, es ist zornerregend, bisweilen zur Wuth aufstachelnd und sehr „aufreizend" gegen Staat und Gesellschaft, die Hirn, wie Magen quälen lassen. Wenn da nicht durch Schmuggelei hie und da unabweisbare Bedürfnisse befriedigt und so das angenehme Gefühl erweckt würde, welches man stets empfindet, wenn man einem fanatischen Feinde ein Schnippchen geschlagen hat, könnte leicht eine Nervenüberreizung und mithin das Schlimmste, die Störung des Geistes eintreten.

Mit dem Briefschreiben war es bisher eine üble Sache. Die barbarische Regel des Hauses, wonach ein Gefangener nur alle 4 Wochen je einen Brief empfangen und absenden darf, kam mir gegenüber zwar nicht in Anwendung; allein der Formalitäten, die eingehalten werden müssen, giebt es mehr, als hinreichend ist, um diesen Gegenstand in das Licht der Lächerlichkeit zu setzen. Erstlich darf ich nur an Sonntagen schreiben und muß jedesmal schon am Sonnabend früh durch den Aufseher unter Angabe der Person, an welche ich schreiben will, um Erlaubniß einkommen, welche mir indeß seither stets zu Theil wurde. Ferner muß ich ganz bestimmte Briefbogen von bläulich-grüner Farbe und mit einem gedruckten Direktorial-Ukas an der Spitze, der den Empfänger über die Hausordnung hinsichtlich der Korrespondenz und des Besuchswesens instruirt, in Gebrauch nehmen. Daß derartige Formulare auf die Empfänger keinen sympathischen Eindruck machen, liegt auf der Hand, die Direktion besitzt aber nicht so viel Zartgefühl, dies einzusehen; im Gegentheil nahm kürzlich der Direktor spöttische Bemerkungen, welche ich in einem Briefe an meine Frau an die Kommißbogen knüpfte, zum Anlaß, das betreffende Schreiben zu den Akten zu legen. Letzteres kommt überhaupt öfters vor, sobald irgend ein Satz dem Zensor nicht ansteht. Aber dies Alles ist noch lange nicht das Schlimmste; denn es giebt einen Punkt, der gerade jeden gebildeten Menschen ungemein verletzen muß; das ist die Art und Weise, wie hier mit dem Briefgeheimniß umgesprungen wird. Ich kenne das diesbezügliche Verfahren in manchem Gefängniß und weiß, daß diese zarte Angelegenheit fast durchgängig mehr oder weniger brutal behandelt wird; aber so, wie hier, dürfte kaum anderwärts in dieser Beziehung

umgegangen werden. Der Weg, den ein abzusendender Brief, welcher unverschlossen aus der Hand gegeben wird, zurücklegt, ist folgender: Zunächst erhält ein solches Schreiben der Stationsaufseher, der es meist eine zeitlang auf seinem Tische liegen läßt, so daß der „Kalfaktor" — ein Gefangener — in einem unbewachten Augenblicke seine Nase hinein stecken kann. Gelegentlich liest der Aufseher nun selbst den Brief und giebt ihn ebenso gelegentlich weiter an den Oberaufseher, der natürlich auch nicht verabsäumt, vom Inhalt desselben Kenntniß zu nehmen. Bei einer abermaligen Gelegenheit wandert der durch lauter Beaugenscheinigung nun schon den Charakter eines Zirkulars erhaltende Brief zum Polizeiinspektor, der ihn dann, wenn es gut geht, direkt, sonst aber auf dem Umwege weiterer Hände an den Oberinspektor oder Direktor abliefert, versteht sich, nachdem er ihn gelesen hat. Nun erfolgt endlich die maßgebliche Lesung, bei welcher entschieden wird, ob ein Schreiben mit Beschlag zu belegen oder abzusenden ist. Im letzteren Falle geht endlich der arme Brief, versehen mit einem Namenszuge des Zensors — in die Expedition. Hier befinden sich gewöhnlich 3—4 Beamte, die nun — namentlich wenn etwas Interessantes darinnen steht — die Leserei von vorn anfangen. Bei ankommenden Briefen ist das Verfahren ebenso, nur wird die umgekehrte Reihenfolge beobachtet. Und dabei hat es noch nicht einmal sein Bewenden, sondern man spricht über den Inhalt von Briefen, gerade als ob es sich um Zeitungsnotizen handelte; ja man genirt sich nicht einmal, im Beisein von Gefangenen dies zu thun, die wiederum die Neuigkeiten unter ihrer Kollegenschaft verbreiten. So werden hier die wichtigsten Privatangelegenheiten in frivoler Weise behandelt; und jeder Aufseher von höchst untergeordneter Bildung, ja, wie gesagt, oft genug sogar der Gefangene, kann vernehmen, was z. B. Mann und Frau einander zu sagen haben; und Niemand hindert ihn, schlechte Witze darüber zu machen. Diese ganze Wirthschaft ist offenbar ein Skandal, dem ernstlich zu Leibe gegangen werden muß.

Mit den Besuchen hat man es bisher nicht gar so genau genommen, als bei der Konferenz vom 19. Oktober d. J. angekündigt wurde. Nicht nur meine Frau konnte mich einige Male besuchen, sondern auch mehrere der so sehr gefürchteten guten Freunde. Ferner war man so anständig, mich bei meinen „Sprechstunden", wie man die Unterredungen mit Fremden nennt, obgleich sie meist nicht länger als 10 Minuten dauern sollen, nicht in das gewöhnliche Sprechzimmer zu verweisen, das große Aehnlichkeit mit einem Pferdestall hat, indem die sich Besprechenden diesseits und jenseits einer Barriere postirt werden, damit sie keine „Schiebungen", d. h. Schmuggeleien, treiben können. Wie leicht könnte einem Gefangenen eine Wurst oder dgl. zugesteckt werden, was offenbar den Strafvollzug — wenigstens was die Stockprügel auf den Magen betrifft — schwer beeinträchtigen müßte. Und Frau Justitia will nicht bloß, wie der Jude Shylok, ein Pfund Fleisch haben, nein, sie will, daß das letzte Säftchen vertrockne. Glücklicher Weise wird ihr trotz alledem und alledem eine Nase um die andere gedreht, wie nicht nur mein Schmuggel beweist; denn das Schmuggeln ist allgemein üblich. Doch zurück zu meinen „Sprechstunden!" Zu rügen ist da zunächst noch

der Umstand, daß die Besucher nicht selten Stunden lang warten müssen, ehe sie vorgelassen werden, und zwar nicht etwa in einem Zimmer, sondern unter einem zugigen Thorbogen. Vielleicht soll auf solche Weise den Leuten das Wiederkommen verleidet werden. Im Uebrigen will ich mich nicht weiter beschweren, obgleich es nicht gerade angenehm ist, daß die Beamten, welche die „Sprechstunden" abhalten, sich fortwährend ins Gespräch mischen. Indessen hinderte mich dies z. B. bei der Anwesenheit Liebknecht's nicht, diesem meine Situation auseinanderzusetzen, so daß derselbe im Stande war, gelegentlich der Begründung des Antrags auf Aussetzung der Gefangenschaft der inhaftirten sozialistischen Reichstagsabgeordneten etliche wohlgezielte Geißelhiebe wegen der gegen mich inszenirten Chikanen auszutheilen.

Genützt hat freilich vorläufig der Lärm nichts, allein er hat doch Staub aufgewirbelt und Manchen zum Nachdenken angeregt über die Frage: Wohin treiben wir? — Und damit der Skandal nochmals zur Sprache komme, damit, wie sich Marat ausdrücken würde, Alle, die es angeht, nochmals zur Scham aufgerufen werden können, habe ich bereits vor mehreren Wochen eine Denkschrift beim Reichstag über die mir zu Theil werdende Behandlung im Gefängniß, in Verbindung mit einem Antrag auf Herbeiführung einer Aenderung, eingereicht. Selbst Lasker und Windthorst haben bei der Petitions-Kommission, welcher mein Schriftstück zur Begutachtung überwiesen ist, ihren Einfluß zur Geltung gebracht, so daß ich, wenn nicht auf Abhülfe, so doch auf eine gehörige Brandmarkung des gegen mich beobachteten Verfahrens hoffen darf. Daß irgend etwas Derartiges geschieht, ist um so nöthiger, als der Justizminister meine Beschwerde, die ich vor zwei Monaten an ihn eingesandt hatte, einfach aufs Kammergericht ablagerte, welches dieselbe wiederum dem Stadtgericht zugeschoben hat. Und von diesem, wie nicht anders zu erwarten, bekam ich einen gedruckten Zettel zugesandt, auf dem nur Name, Datum ꝛc. schriftlich ausgefüllt waren, und dessen Inhalt besagte, daß meine Eingabe beim Justizminister keiner Befürwortung würdig befunden worden sei.

Der persönliche Umgang mit den Beamten hat nach und nach einen etwas leidlichen Charakter angenommen, vermuthlich weil die guten Leutchen allmälig begreifen lernten, daß es mit meiner Petroleum-Mordbrennerei nicht gar so weit her sein kann, wie man nach Tessendorff hätte glauben mögen. Freilich, ich hatte die Pariser Kommune vertheidigt, dieselbe war aber selbstverständlich nach der Meinung dieser loyalen Staatsbürger und -Diener, wie überhaupt nach der Meinung jedes Alltagsmenschen, dem seit Jahren durch literarische Lotterbuben in der Leib- und Magenzeitung über die Pariser Kommune ein zäher Lügenbrei aufgetischt wurde und noch wird, so ungefähr das denkbar Entsetzlichste, eine Ausgeburt der Hölle. Und wenn ich solche unerhörte Dinge anerkannte und sogar belobigte, so mußte ich schon selber auch ein Ungeheuer sein. Aber ach! das Monstrum tobte nicht, schrie nicht, sah überhaupt höchst unmonströs aus; man trat daher näher und näher an den gefährlichen Menschen heran, staunte zwar vielleicht noch, daß er Niemanden in die Finger biß, überwand jedoch schließlich die vor-

gefaßten Meinungen so weit, daß der Verkehr demjenigen zivilisirter Menschen entsprach. Mit dem Direktor komme ich nur selten in Berührung, weshalb ich auch noch nicht klug aus ihm werden konnte. Seine Umgangsformen sind jetzt so anständig, daß ich gar nicht begreifen kann, wie dieser Mann am ersten Tage meines Hierseins mir so schroff und beschimpfend entgegentreten konnte. Manchmal klingen seine Redensarten fast weichherzig, was jedoch nicht hindert, daß jede Bitte unbeachtet bleibt, die sich auf eine Verbesserung meiner materiellen Verhältnisse bezieht. Wer dies nicht, wie ich, erlebt hat, der ist nicht im Stande, zu begreifen, wie Jemand, der soeben gemüthlich mit Jemandem plauderte, demselben im nächsten Augenblicke mit der Starrheit eines Alba erklären kann, mit der Gefängnißkost müsse es sein Bewenden haben, dieselbe gehöre zum Wesen der Gefängnißstrafe, die ein Leiden hervorrufen solle und selten ohne körperliche Beschädigung vollstreckt werden könne. Mir ist ein Mann, der solche Härte mit scheinbarem äußerlichem Wohlwollen zu verbinden vermag, ein Räthsel. Doch, ich will meine Beobachtungen fortsetzen; vielleicht gelange ich später einmal zu einem bestimmteren Urtheil. Ein ganz anderer Mann ist der Oberinspektor, von dem ich überzeugt bin, daß er meine Lage ganz nach Wunsch gestaltete, wenn er dürfte, wenn nicht der Direktor mit seinem ewigen Non possumus in die Quere käme. Was in seiner Macht stand, hat der Oberinspektor gethan, leider betrifft dies aber nur Kleinigkeiten, die freilich hier auch einen Werth haben. So bekam ich ein Bettgestell mit Drahtgeflecht, dessen Elastizität sich angenehm von der Beharrung der Eisenspangen der früheren (reglementsmäßigen) Bettstelle unterscheidet und mir das Ruhen möglich macht, während ich mir sonst nur die Glieder wund gelegen habe. Und so stand es in mehreren Stücken; auch war der persönliche Verkehr bisher ganz unanstößig, ja fast gewinnend. Leider sitzt dieser Mann nicht auf dem Direktorsessel, obgleich er vollkommen das Zeug zu einem verständigen, gerechten und namentlich praktischen Gefängnißvorstande besitzt, der, ohne seine Amtspflichten nur im Geringsten zu vernachlässigen, mit seltenem Kennerblick zu individualisiren versteht und kein engherziger, einseitiger Prinzipienreiter ist. Vom Arzte habe ich schon bemerkt, daß er mir an Lebensmitteln verschrieb, was nach seinen Instruktionen möglich war, und daß er sich auch sonst artig gegen mich benimmt; ich füge hinzu, daß er auch eine zweite „Freistunde", also einen zweiten Spaziergang im Gefängnißhofe, für mich für nothwendig erklärte. Und in der That fühle ich es, daß mir die Bewegung in frischer Luft sehr zuträglich ist und wohl die anderweiten Entbehrungen leichter ertragen läßt. Kurzweilig sind indeß die Promenaden keineswegs, da ich in dem kleinen Höfchen neben dem Isolirflügel, wie ein an ein Triebwerk gespanntes Pferd, beständig im Kreise umher laufen muß. Die Prediger (deren giebt es jetzt 4 Stück, 2 protestantische, einen katholischen und einen jüdischen) lassen sich, seitdem sie von meiner ungläubigen Verstocktheit Kenntniß erlangt haben, gar nicht mehr sehen, was mich natürlich nicht betrübt. Dagegen besuchen mich die Inspektoren und der Schulmeister öfters. Meist wird über Sozialismus gesprochen, wobei

natürlich die allergewöhnlichsten Zeitungs-Plattheiten herausgesteckt werden, was mich um so mehr amüsirt, als ich so Gelegenheit habe, die Leutchen gründlich ad absurdum zu führen. Ob mit solchen Diskussionen die angekündigte „Besserung" erzielt werden soll, weiß ich nicht, vermuthe es aber. Wenigstens wüßte ich sonst nicht, zu welchem Zweck man mir z. B. immer mit einem vor Freude strahlenden Gesichte vom „Rückgang der Sozialdemokratie", wie er sich angeblich zusehends vollziehen soll, erzählt, obgleich ich stets erkläre, daß ich an keine Zeitungsenten glaube. Ganz besondere Mühe giebt sich der Schulmeister mit mir.

Mit den zuletzt erwähnten heiteren Disputationen sind die Vergnügungen des Sechsgroschen-Kuli indeß keineswegs erschöpft; vielmehr wird der Hauptspaß ganz heimlich verlebt — ich sage Spaß, obgleich neben der Komik die Tragik herläuft. Gegenwärtig „sitzt" nämlich hier eine ziemliche Anzahl von Sozialisten. Natürlich soll ich mit denselben nicht verkehren; allein der Reiz des Verbotenseins macht den Verkehr nur desto piquanter. Mehrere, wie z. B. Heinsch, Körner ꝛc., befinden sich leider in einem viel zu entlegenen Winkel der Anstalt, als daß mit denselben regelmäßig verkehrt werden könnte; dagegen befinden sich im gleichen Trakt, wo ich sitze, noch 4 Sozialdemokraten (Slauk, Ecks, Hurlemann und Pitsch); und mit denen, namentlich durch die vermittelnde Thätigkeit Sklauk's, stehe ich in regstem Verkehre. Alle werden ganz genau so behandelt, wie Spitzbuben, sogar die Züchtlingsjacke ist ihnen nicht erspart geblieben. Allein trotz alledem und alledem sind Alle bei gutem Humor, so daß mir die Richtigkeit der Freiligrath'schen Worte, in dem Gedichte „Die Revolution", gleichsam ad oculus demonstrirt wurde; und ich habe die betreffende Stelle oft mit gehobener Brust rezitirt:

„Und ob Ihr von der hohen Stirn das weh'nde Lockenhaar ihr schort;
Und ob Ihr zu Genossen ihr den Mörder und den Dieb erkort;
Und ob sie Zuchthauskleider trägt — im Schooß den Napf voll Erbsenbrei —,
Und ob sie Werg und Wolle spinnt, — doch sag' ich kühn Euch: sie ist frei!"

Denn sie war in der That frei, die in Banden geschlagene Revolution! Alle, wie sie hier saßen und sitzen von der sozialdemokratischen Partei, trugen ihre Fesseln mit dem Trotz auf den Lippen, und ihre Augen sprühen Begeisterung, wenn sie einander heimlich die Hände drücken. Der schriftliche Verkehr ist derartig organisirt, daß ich seit einiger Zeit im Stande bin, ein Wochenblatt herauszugeben, das freilich nur in einem (geschriebenen) Exemplare erscheint, das aber rasch zirkulirt und die nöthigsten Bedürfnisse meiner Genossen, die keine Zeitung halten können, befriedigt. Die Tante Voß kann ich denselben nicht zukommen lassen, weil mir jede einzelne Nummer, sobald ich sie gelesen habe, gleich wieder abgenommen wird. In kürzester Zeit wird übrigens die Freude ein Ende haben, weil die sozialistische Kolonie ihrer Auflösung insofern entgegensieht, als nun Einer nach dem Andern seinen Theil abgesessen haben und entlassen werden wird. Doch Tessendorff wird ja für neuen Zuzug sorgen! —

V.

Auf dem Wege der „Besserung".

Den 5. März 1875.

Allmälig *bessert* er sich nun — der *Direktor* nämlich, er, der *mich* „bessern" wollte. Ob hiezu die Debatten im Reichstage, wo die Bastille am Plötzensee in der vorletzten Sitzung der abgelaufenen Session bei Berathung meiner Denkschrift, die allgemein gebilligt und an den Bundesrath übergeben ward, ganz exemplarisch bearbeitet wurde, oder was sonst noch dazu beigetragen haben mag, will ich dahingestellt sein lassen; die Hauptsache ist das Faktum der Besserung an sich. Es war aber auch hohe Zeit, daß der verstockte Mann wenigstens in einigen Stücken zu besserer Einsicht kam; denn die Rücksichtslosigkeit war bereits bis zu dem Grade gediehen, daß politische Gefangene, wie z. B. meine Parteigenossen *Zabel* und *Gerstenberg*, in *gemeinsamer* Haft mit ca. 50–60 Spitzbuben gehalten wurden. Wenn ich hier vom *Direktor* in erster Linie rede, so hat dies darin seinen Grund, daß er *und er allein* anordnen kann, was ihm beliebt; der Direktor ist sozusagen das personifizirte Gefängniß und nach der hiesigen Hausordnung geradezu allmächtig.

Einen großen Uebelstand bildet hier die Heizung, namentlich die Luftheizung, wie sie im sogenannten „neuen Flügel", wo ich liege, eingeführt ist. Dieselbe verursachte schon bei ihrer Einrichtung ganz bedeutende Kosten und ist auch an und für sich kostspielig, indem per Tag und Zelle durchschnittlich 8—10 Pfennige aufgewendet werden müssen, während z. B. im sächsischen Landesgefängniß zu Zwickau, wo Heißwasserheizung — nebenbei bemerkt, ein gesünderes System — eingeführt ist, per Tag und Zelle nur *ein* Pfennig aufgewendet werden muß. Doch was kümmerte mich der Kostenpunkt, wenn es ordentlich warm geworden wäre; dies war jedoch stets nur so lange der Fall, als der Heizer gerade den ganzen Ofen voll Kohlen gepackt hatte; ließ das Heizen nach, so verlor sich auch sofort der Vorgeschmack eines geheizten Zimmers. Uebrigens gehörte die Zelle, welche ich bis Neujahr bewohnte, zu den allerkältesten, weil dieselbe sich in der Ecke befindet und daher am weitesten vom Ofen entfernt ist. Dazu gesellte sich auch noch der Umstand, daß weder Fenster noch Thüre gehörig schlossen, so daß ein förmlicher Zugwind herrschte. (Diese Lotterei soll sich in der ganzen Anstalt bemerklich machen — ein schlechtes Zeugniß für den Baumeister weil ja Alles noch ganz neu ist.) Nach und nach bekam ich eine Ahnung davon, wie sich wohl ein Frosch bei kalter Witterung in seiner Haut fühlen mag; aber ich fand keinen Geschmack an solchem Froschdasein und forderte ein wärmeres Lokal. Seit dem 1. Januar befinde ich mich nun auch in einem solchen, nämlich in einer Zelle mitten im Isolirflügel, wo der Schornstein dicht daneben emporstrebt. Und somit ist die Frostfrage gelöst — für mich; manch anderer Gefangener, der doch auch ein Mensch ist, friert nach wie vor.

Ein weiterer Fortschritt besteht darin, daß ich seit Neujahr vom Sechsgroschen-Kuli zum Haussklaven avancirte. Die Haussklaven hatten es bekanntlich schon im Alterthum etwas besser, als die sonstigen zweibeinigen Handwerkszeuge; ähnlich verhält es sich hier. Die „wunderbare Wendung" trat übrigens durch Zufall ein. Das Zellenmodell, welches ich für meine Frau angefertigt hatte, fand nämlich bei der Direktion so großen Anklang, daß sie auf den Gedanken kam, mich ähnliche Modelle für die Anstalt, resp. für die Oberbehörden anfertigen zu lassen. Und als man mich *fragte* — schon darin liegt ein Symptom der Besserung, da ich vorerst nicht gefragt, sondern einfach einem Arbeitsposten *zugetheilt* wurde —, ob ich derartige Artikel anfertigen wolle, ging ich um so lieber darauf ein, als es sich dabei nicht allein um eine wenigstens nicht völlig geistlose Arbeit handelt, sondern als mir gleichzeitig der Wegfall des Pensum angekündigt wurde. Ein solches hätte hierbei nicht leicht festgestellt werden können, weil eben Niemand hier ist, der sich auf den Artikel versteht. Nichts ist aber für einen Menschen, der Ehrgefühl besitzt, schimpflicher, als wenn man ihm aufgiebt, was er leisten *muß*, als wenn man die Pensum-Peitsche über ihm schwingt. So fabrizire ich also jetzt moderne Zuchtmittel im verkleinerten Maßstabe, nämlich Gefängnißzellen u. dgl.

Meinem Aufseher kommt die Geschichte höchst komisch vor; er hält meine Erzeugnisse für Kinderspielwaaren und kann nur mit Mühe das Lachen unterdrücken, wenn er den Kram stehen sieht. Dieser Mann ist überhaupt ein seltsamer Kauz. Seine Höflichkeit geht offenbar genau so weit, wie seine Instruktionen reichen; denn sie weist wesentliche Lücken auf. Erhalte ich z. B. Arbeitsmaterialien oder sonst irgend einen Gegenstand, so läßt er das Betreffende vor meiner Thür abladen, etwa so, wie dem Hunde das Fressen vor die Hütte gestellt wird; dann sperrt er die Thüre auf und sieht zu, wie ich die Sachen vom Boden auflese. Da ich nach meinen Verhaltungsvorschriften mich nicht weigern darf, mir zugemuthete Dinge auszuführen, und da der Aufseher im Falle der Widersetzlichkeit von seiner Waffe Gebrauch machen kann, so muß ich mir solche Unverschämtheiten gefallen lassen.

Bezüglich meiner Verpflegung ist auch eine Besserung, wenn auch nur eine sehr geringfügige, zu verzeichnen. Man kann sich leicht vorstellen, daß ich mich bei jeder Gelegenheit über die Zwangsfütterung wenig schmeichelhaft auslasse; der Direktor aber hält das Prinzip der obligatorischen Magenverunreinigung im Wesentlichen mit einer Zähigkeit aufrecht, die einer besseren Sache würdig wäre. Was absolut nothwendig sei, sagt er jedesmal, werde mir schon der Hausarzt verschreiben. Da ließ ich es denn unlängst darauf ankommen. Ich stellte dem Arzte meine Schwächlichkeit und meinen Mangel an Appetit vor und ersuchte ihn, mir Wein zu verordnen. Der Arzt ging auch richtig darauf ein und verschrieb mir per Woche eine Flasche Rothwein. Allein als ich eben im Begriffe stand, mir einen Briefbogen auszubitten, um das edle Naß bestellen zu können, ward mir die Kunde, der Direktor habe einen Strich durch das ärztliche Rezept gemacht. Der Arzt verordnet Medikamente, der Direktor wirft die Rezepte in den Papierkorb; das ist ja

ein Verhältniß, wie das zwischen Reichstag und Bundesrath existirende! Die Kleinlichkeit des Königs am Plötzensee — denn die Gewalt eines Königs und zwar eines absoluten Königs besitzt so ein Gefängnißvorstand — zeigte sich noch in einem ähnlichen Falle. Ein Parteigenosse brachte mir jüngst auf gut Glück eine Flasche Wein, als er mich besuchte, wurde jedoch bedeutet, daß ich das Getränk nicht bekommen könne. Gleichwohl weigerte sich der Betreffende, den Wein wieder mitzunehmen, in der Hoffnung, man werde mir schließlich doch die eine Flasche ausfolgen. Nun, dieser Wein steht noch immer unter des Direktors Schreibtisch und alle Auslieferungs-Unterhandlungen blieben bisher erfolglos. Nichtsdestoweniger war ich immerhin schon im Stande, in das sonst so bombenfeste Direktorial-Prinzip etliche Löcher zu schießen. Nach wiederholten Attaquen brachte ich es nämlich dahin, daß mir die Erlaubniß zu Theil ward, von meinem Arbeitsverdienstantheil, außer der hausordnungsmäßigen Wochenausgabe von 60 Pfennigen für Viktualien, noch täglich 5 Pfennige für Dünnbier auszuwerfen. Ebenso habe ich es mit Hülfe des Arztes durchgesetzt, daß ich mir an den 4 Tagen in der Woche, wo es von Hause aus Morgens keinen „Kaffee" giebt, für eigenes Geld, um je 10 Pfennige, welchen kaufen kann.

„Mehr Licht", und zwar im doppelten Sinne, eroberte ich mir gleichfalls. Erstlich wurde mir vor einiger Zeit die Erlaubniß zu Theil, mir eine Lampe kommen zu lassen, welche ich jedoch längstens um 10 Uhr Abends auslöschen soll, was indeß nicht gar zu genau genommen wird. Zweitens brachte ich es nach vielem Unterhandeln dahin, daß ich die „Vossische Zeitung" mit der „Frankfurter Zeitung", deren Lektüre aber als die äußerste Grenze des Zulässigen bezeichnet wurde, vertauschen durfte. Die Expedition dieses Blattes besitzt die Freundlichkeit, mir dasselbe täglich gratis unter Kreuzband zuzusenden, was ich hiermit dankend anerkannt haben will. Wieder etwas später erkämpfte ich mir noch die „Waage", die mir Herr Dr. Guido Weiß ebenfalls gratis liefert, wie ich auch dankend hervorhebe; und noch etwas später durfte ich auf „Die Natur" abonniren. Broschüren u. dgl. scheint der Direktor mit ganz besonders scheelen Augen zu betrachten. Derartige Schriften, meint er, könne man füglich einem Gefangenen nie und nimmermehr in die Hände geben. Und wenn ich auch immer und immer wieder erkläre, daß ich selbstständig zu denken gewohnt sei, und daß man mich weder „aufreizen", noch „bessern" könne, so sagt mir der Direktor im Hinblick auf die letztere Eventualität jedesmal, er müsse es wenigstens probiren. Größere Werke, die ihren Radikalismus nicht gleich am Titel erkennen lassen, scheint der gute Mann für harmlos zu halten, indem er mir bisher glücklicher Weise keines beanstandet hat. So konnte ich beispielsweise Dühring's Werke, deren Lektüre mir manche genußreiche Stunde bereitet, ruhig in Empfang nehmen. Mit Buckle's Geschichte der englischen Zivilisation und mehreren anderen Werken von ähnlicher Tragweite verhält es sich ebenso.

Endlich ist es sogar so weit gekommen, daß ich mich binnen Kurzem werde literarisch beschäftigen können. Diese Angelegenheit regelte sich

so. Eines Tages besuchte mich Parteigenosse Geib; der Direktor hielt selbst die „Sprechstunde" ab und mischte sich auch, wie gewöhnlich, diesmal zum Glück, in die Debatte. Als nun von der Beschäftigung, welche ich habe, die Rede war, sagte ich u. A., ich vermöge gar nicht einzusehen, weshalb der Arbeitgeber eines Gefangenen nicht auch ein Buchhändler sein könne. Da warf der Direktor dazwischen: „Ja, wenn Ihre Arbeitskraft ein Buchhändler pachten will, so habe ich nichts dagegen!" Wahrscheinlich dachte er, es werde sich eben kein Buchhändler für mich finden; aber da hatte er die Rechnung ohne — Geib gemacht; denn dieser ist ja Buchhändler, was dem Direktor nicht bekannt war. Geib trat nun auch sofort wegen der Bedingungen in Unterhandlung und erhielt die Auskunft, daß für literarische Arbeiten die Anstalt täglich 1 Mark beanspruche.

Vorgestern theilte mir nun der Direktor zu meinem größten Erstaunen mit, daß die Frage der literarischen Beschäftigung der Aufsichts-Kommission vorgelegt und von derselben in bejahendem Sinne entschieden worden sei. Also trotzdem ich „eigentlich" Buchbinder bin! — Meine Ueberraschung steigerte sich, als ich ferner zu hören bekam, daß durch die gedachte Kommission festgestellt worden sei, daß Diejenigen, welche sich literarisch beschäftigen, den dritten Theil des an die Anstalt einzuzahlenden Betrages, also ca. 2 Mk. per Woche, verzehren können. Den höchsten Grad erreichte aber meine Ueberraschung, als mir nun gar die Mittheilung ward, daß endlich die Kommission für Literaten auch das Rauchen von Zigarren (jedoch nur 2 Stück per Tag) erlaubt habe. Es ist nämlich noch gar nicht lange her, seitdem mir der Direktor gelegentlich einer Debatte über die Rauchfrage sagte, das Rauchen werde in Deutschland für Gefangene nie gestattet werden. Nun, die Besserung geht eben in ganz erfreulichem Maßstabe von Statten; dies vermag ich nur anzuerkennen. Wer Andere „bessern" will, muß selbst mit gutem Beispiele vorangehen.

Wer übrigens die Besserung des Direktors wesentlich hemmt, das ist Majunke, welcher seit nahezu drei Monaten hier inhaftirt ist. Ich komme mit demselben zwar nie in Berührung, weil er in einem ganz entlegenen Theile der Anstalt untergebracht ist, aber seine Verhältnisse sind mir dennoch bekannt geworden. Der Klatsch florirt ja hier von oben bis unten dermaßen, daß jede Kleinigkeit in kürzester Zeit im ganzen Hause bekannt wird. Vor Allem muß ich übrigens zu Majunke's Entschuldigung anführen, daß derselbe nicht allein ein ziemliches Quantum kindlicher Gutmüthigkeit besitzt, sondern daß diese Eigenschaft durch anständiges Entgegenkommen eher verstärkt als abgeschwächt wurde. Majunke wurde von der Stadtvogtei, wo er etliche Tage vor seiner Haft am Plötzensee internirt war, nicht per „grünem Wagen", sondern mittelst einer Droschke hierher überführt. Hier angekommen, wurde ihm mit der größten Höflichkeit begegnet, wenn man ihm auch bedeutete, daß es mit der Selbstbeköstigung u. s. w. nichts sei. Durch Vermittelung des katholischen Predigers wurde ihm tagsüber der Aufenthalt in dessen Büreau gestattet, so daß er nur die Nacht in einer Zelle zubringt, am Tage dagegen ein unverschlossenes, geräumiges, zwei-

fensteriges, eine Aussicht ins Grüne gewährendes und mit den nöthigsten Möbeln ausgestattetes Gemach bewohnt. Ferner bewilligt man ihm zwar auch nur eine Zeitung, aber dieselbe heißt „Germania"; und von einer weiteren Beschränkung der Lektüre ist auch kaum die Rede, da alle Erzmuckereien und höheren Jesuitenmachwerke einen Passirschein empfangen. Endlich wurde gleich von vornherein dem Majunke keine Handarbeit zugemuthet, und nur um ihn formell mit mir in Bezug auf Zwangsarbeit gleichzustellen, gab man ihm Küchenzettel u. dgl. zum Abschreiben. Zudem hat es Majunke, wie ich ganz bestimmt weiß, bisher noch nie verschmäht — wie ich — auf unerlaubtem (hier unerlaubtem) Wege Eßwaaren zu beziehen. Er müßte auch geradezu verrückt sein, wenn er es nicht so machte.

Alle diese Verhältnisse dürften aber den „Germania"-Mann nie und nimmermehr veranlassen, dem Direktor und anderen Oberbeamten gegenüber fortwährend seine vollste Zufriedenheit mit Allem auszudrücken; er sollte sich ernstlich vor Augen halten, daß das Gefängniß am Plötzensee ein Probe-Gefängniß ist, daß hier ausfindig gemacht werden soll, welches Maximum von Humanität für alle Fälle ausreicht, und daß ein politischer Gefangener nicht ein Jota von dem nachlassen darf, was er füglich fordern kann, wenn nicht für alle Nachfolgenden und für lange Zeit zunächst in ganz Preußen und später in ganz Deutschland derselbe Uebelstand herrschen soll, unter dem er selbst leidet. Denn das mußte Majunke, als ein Mann, der sich am öffentlichen Leben stark betheiligt, wissen, daß Alles, was sich hier „bewährt", im Allgemeinen für maßgeblich gelten soll. Wenn er auf der anderen Seite sich und seiner Sache dadurch dienen wollte, daß er als geduldig und demüthig Leidender auftrat, und daß er z. B. nach dem Rezept „Wer dich auf die rechte Wange schlägt, dem reiche auch die linke dar" den Ekel über eine Rumfortersuppe überwand und solche theilweise hinunterwürgte, hintennach aber das Gericht für äußerst schmackhaft erklärte —, wenn er durch solche Extravaganzen brilliren wollte, so mußte er wenigstens diesen seinen besonderen Standpunkt kennzeichnen. Er hätte müssen zum Direktor etwa Folgendes sagen: „Wenn ich mich nie über etwas beklage, so dürfen Sie daraus keineswegs folgern, daß Alles gut sei; denn ich bin ein gar sonderbarer Heiliger und huldige einer Weltanschauung, die heutzutage nicht häufig angetroffen wird. Ich bin nämlich der Meinung, daß der Gott, an den ich glaube, sein ganz besonderes Wohlgefallen daran hat, wenn ich mich mit Vergnügen schinden und schaben lasse. Bedenken Sie also, daß mein Stoizismus lediglich dem Umstande geschuldet ist, daß ich gerne leide und nicht dem Umstande, daß man sich bei Ihrer Kost ꝛc. überhaupt wohl fühlen kann". Majunke hat aber seine „Weltanschauung" nicht definirt, daher gelte ich als Nergler und Majunke wird als lebendiges Beispiel für das Zureichende der hiesigen Einrichtungen ausgespielt. Mir selbst ist schon wiederholt zu Gemüthe geführt worden, daß ich wohl bestehen könne, wenn ich nur wolle, indem doch Majunke auch prächtig auskomme. Und so oft späterhin in gesetzgebenden Körpern bei Strafvollzugsbestimmungen oder bei welcher Gelegenheit und wo immer ein System,

wie das hier herrschende, angegriffen werden wird, dürften die Herren Ministerialräthe stets Herrn Majunke als Beweismaterial dagegen benützen. Wenn daher in der Zukunft die „Muster"-Uebel vom Plötzensee allen Gefängnissen Deutschlands eingeimpft werden, und wenn die politischen Gefangenen überall Stockprügel auf den Magen bekommen und zu Zwangsarbeiten gepreßt werden, so haben sie einen Theil ihres Dankes bei Majunke abzustatten. Es thut mir leid, daß ich meinen Leidensgenossen und Reichstagskollegen so hart anlassen muß; allein die Sache, um welche es sich handelt, ist von solcher Tragweite, daß der beste Freund nicht geschont werden dürfte, wenn er — gleichviel, ob bewußt oder unbewußt — sich indifferent verhielte oder gar den Feind begünstigte, während einzig und allein der Kampf bis aufs Messer für Jeden heiligste Pflicht ist, wo man nicht für sich, sondern für alle Diejenigen in die Schranken tritt, die in der Zukunft ihrer Ueberzeugung halber vergewaltiget werden. Wie man eine so klare Sachlage mißkennen oder einer Schrulle halber unbeachtet lassen kann, ist mir unerklärlich — wie so Manches, was die Ultramontanen treiben. Hier thut wirklich Besserung noth! —

VI.

Dichtung und Wahrheit.

Den 12. April 1875.

Die „Gegenwart", Organ für Schönfärberei und Bismärckerei, brachte kürzlich eine langathmige Apologie des Gefängnisses am Plötzensee und verwischte so die üblen Eindrücke, welche dieses Probir- und „Muster"-Gefängniß, unter der durch meine Inspiration im Reichstag und in der Presse vorgenommenen Beleuchtung auf das Publikum machte, höchst unnöthiger Weise. Freilich hat der Verfasser besagten Artikels mehr oder weniger in gutem Glauben gehandelt, deshalb wird aber der Schaden, den er verursacht, nicht zum Nutzen. Der Herausgeber des obengenannten Blattes, der Lustspieldichter Dr. Paul Lindau, hatte nämlich kürzlich eine sogenannte „Gotteslästerung" durch vierzehntägige Sitzung allhier zu sühnen; und da seine Farbe die des Nationalliberalismus, resp. die der Bismarck-Aera ist, eine Couleur, in welcher auch der Bastillen-Direktor vom Scheitel bis zur Zehe strahlt, so war man in Verwaltungskreisen über Lindau's Hieherkunft ganz entzückt. Der Parteigenosse, dachte man, werde die Flecken schon wieder fortwischen, die der Staatsfeind dem Kulturideal, dem Nationalzuchthaus, eingebrannt hatte. Und um ja recht sicher zu gehen, hat man denselben förmlich auf den Händen getragen. Es ist wahr, formell verweigerte man auch ihm die Selbstbeköstigung, suchte ihm aber einzureden, daß

man dieselbe „leider nicht zugestehen dürfe", während nach der Hausordnung ausdrücklich bestimmt ist, daß der Direktor diese Beköstigungsart zugestehen „kann" — ; er kann, aber er mag nicht! Andererseits hat man Herrn Lindau eine vollständig eigenartige Verpflegung angedeihen lassen und ihm weiß gemacht, was er erhalte, sei die sogenannte „Mittelkost". Um dies recht anschaulich zu machen, muß ich schon Lindau's Küchenzettel und den meinigen neben einander stellen. Das Einzige, was Lindau mit mir gemein hatte, waren die Semmel und die Milch; sonst war das Verhältniß folgendes:

Lindau.	Ich.
Früh: täglich Kaffee á 15 Pfg.	Früh: 4 Mal die Woche Kaffee á 10 Pfg.
Vormittags: täglich sehr gute Fleischbrühe mit Fleisch.	Vormittags: Nichts!
Mittags: täglich leichte Suppe mit Fleisch und sehr fett.	Mittags: 4 Mal in der Woche etwas Fleisch nebst magerer Brühe.
Von der Hauskost gar nichts.	Muß im Uebrigen die Hauskost essen.

So bekam also Lindau z. B. wöchentlich vierzehn Mal Fleisch mit Fleischsuppe, während ich vier Mal dieses Glück hatte — von der Qualität gar nicht zu reden. Als ich später in Lindau's Gegenwart den Direktor auf den Unterschied hinwies, wollte er mir einreden, die Verpflegung Lindau's sei dessen Unwohlsein — er hatte nämlich in der zweiten Hälfte seiner Haft Zahnschmerzen bekommen! — geschuldet gewesen. Nun weiß ich aber, daß Lindau von der ersten bis zur letzten Stunde gleichmäßig verpflegt worden ist und zwar ohne daß er sich bei Pontius und Pilatus darum bewarb. Der Direktor hatte eben im Vorhinein das Nöthige verfügt.

Der gekennzeichnete Extra-Küchenzettel hätte indeß Herrn Lindau's Bedürfnisse nicht zu befriedigen vermocht, wenn nicht noch andere Begünstigungen nebenher gelaufen wären, so namentlich die Begünstigung des Schmuggels, die sich freilich Herr Lindau selbst angedeihen ließ. Während der Besprechungen, die Lindau Tag für Tag mit Angehörigen und Freunden hatte, kümmerte man sich um ihn so wenig, daß er Eß- und Trink-Waaren aller Art — ganze Paquete — in Empfang zu nehmen vermochte. Auch hat man seinen Koffer bei seiner Ankunft hieselbst nicht visitirt, und dieser war mit Delikatessen förmlich gespickt! — Wahrscheinlich dachte man, ein reichsfreundlicher „Gotteslästerer" werde nicht den Versuch machen, die Justiz um ihre Diät zu prellen. Zeitungen las Lindau ganz nach Belieben; und ein „Kalfaktor" spielte seinen Kammerdiener. Die Frage liegt nahe, woher ich dies Alles so genau weiß? Nun, aus dem Munde des Herrn Lindau selbst! — Der Zufall wollte es, daß wir — Lindau und ich — im Spazierhöfchen zusammentrafen; und da wir gleichmäßig an Langeweile während der „Freistunden" ganz bedeutend litten, so setzte es Herr Lindau

ins Werk, daß für den Rest seiner Haftzeit unsere Promenaden gemeinsam gemacht wurden. Bei diesen Gelegenheiten hatte Herr Lindau sogar die Gefälligkeit, manche Schmuggelei für mich zu ermöglichen, so daß auch ich von der milden Behandlung Lindau's Einiges profitirte.

So liegen die Dinge; und wenn Herr Lindau in der „Gegenwart" Schönfärberei trieb, so hatte er allerdings einigen Grund dazu. Sein Hauptfehler besteht nur darin, daß er sich — ganz ähnlich wie Majunke — mit den Leimruthen der Höflichkeit fangen ließ, und daß er nicht an den Probe- und „Muster"-Charakter der Bastille am Plötzensee bei Abfassung des fraglichen Artikels genügend gedacht hat. Es liegt doch auf der Hand, daß einem solchen Gefängniß, einem Zukunfts-Probir-Institut, auch nicht die Probe einer Ungehörigkeit nachgesehen werden darf. Und das Ungehörigste von Allem ist das Gleichmachungsprinzip des hiesigen Direktors, d. h. jenes Mannes, der in der Zentral-Gefängniß-Kommission als Rathgeber der Minister des Innern und der Justiz einen Sitz hat, und der die Verhältnisse hieselbst geschaffen, nachdem er früher im Zellengefängniß zu Nürnberg ähnlich verfuhr. Richtig wäre es gewesen, wenn Herr Lindau gesagt hätte, die Einrichtungen des Gefängnisses am Plötzensee seien für die Spitzbubenwelt ein Fortschritt, für politische „Verbrecher" dagegen ganz und gar unangemessen und reaktionär. Durch Redensarten der Strafanstaltsbeamten, wie z. B., daß politische Gefangene in keine allgemeinen Strafgefängnisse passen, und daß man für politische Vergehen eine andere Strafart festsetzen solle — durch solche Redensarten muß man sich nicht breitschlagen lassen. Was nicht sein „soll", weiß bald Jemand; so lange man aber politische „Verbrecher" zu Gefängnißstrafen verurtheilt und in Strafanstalten steckt, so lange muß man für sie Ausnahmebestimmungen treffen; denn mit dem, was in Jahrzehnten einmal vielleicht sein kann, wird das Gefängnißfutter nicht schmackhaft.

Kehren wir von Lindau's Dichtung zur Wahrheit meiner Situation zurück! Als Lichtseiten sind wiederum einige Besserungen zu verzeichnen. Seit ca. 4 Wochen ist meine literarische Beschäftigung geregelt, so daß ich endlich nach Belieben arbeiten kann und in den Schreibmaterialien nicht mehr beschränkt bin. Freilich die Auswahl der zu bearbeitenden Stoffe will behutsam getroffen, die Stilisirung eiertänzerisch durchgeführt sein, wenn der Rothstift des Zensors nicht jeden Augenblick auf der Bildfläche erscheinen soll. Aber eine solche Kunst-Schreiberei ist sehr nützlich; sie gewöhnt Unsereinen an Formen, die bei der zunehmenden Reaktion vermuthlich immer mehr in Schwung kommen werden. So lehrt der strafende Staatsarm, wie man die Staats-Basis ungestraft untergraben kann. Eine solche Schule ist sehr gut und in der That „bessernd", aber wie?!

Ist auf solche Weise die Zwangsarbeit zwar formell noch beibehalten, in Wirklichkeit jedoch total überwunden, so steht mit diesem Fortschritt auch ein solcher hinsichtlich der Verpflegung in Verbindung. Denn nun darf ich ja täglich 2 Zigarren rauchen und wöchentlich 2 Mk.

für „Zubußen“ ausgeben. Der Vermittler dieser Schwelgerei ist der Oekonomie-Inspektor, ein recht höflicher Mann, der nur den einen Fehler hat, daß er sich zu Herzen nimmt, wenn man sagt, daß man die Hauskost nicht zu genießen vermöge. Es ist überhaupt sonderbar, daß sich immer alle Inspektoren angegriffen fühlen, wenn man lediglich den Direktor oder dessen Prinzip oder das System angreift. Ich erkläre ja recht gerne, daß z. B. der Oekonomie-Inspektor nach allen Richtungen hin seine Pflicht thut. Er kann den Gefangenen keine Karbonaden vorsetzen, wenn ihm nur so und so viele Pfennige per Tag und Mann bewilligt sind, und wenn obendrein der Küchenzettel seine endgültige Feststellung durch die Direktion erfährt. Darum muß er sich aber auch nichts daraus machen, wenn man sagt: diese ewige Suppen-Monotonie, verursacht mir Magenkrämpfe ꝛc. Denn er bestimmt darüber nicht und kann es auch nicht ändern. Besagter Beamte besorgt also, wie gesagt, den Extra-Proviant. Butter kann ich von einer vorzüglichen Sorte bekommen — eine wahre Delikatesse gegenüber dem ranzigen Zeug, womit ich mich bisher behelfen mußte. Mit sonstigen Eßwaren ist die Auswahl nicht groß, indem man damit an eine naheliegende kleine Restauration gebunden ist, die in Anbetracht der isolirten Lage nur ganz bescheidene Vorräthe führt. Uebrigens kaufe ich mir nun täglich für 10 Pfennige Bier, so daß, wenn man die Ausgabe von 70 Pfennigen für Butter wöchentlich hinzufügt, nur noch 60 Pfennige per Woche, d. h. gerade für den Sonntag, zu etwas Fleisch, Wurst oder Käse bleiben. Schließlich habe ich noch als Fortschritt die Erwerbung eines großen Tisches zu verzeichnen. Derselbe war von mir in Lindau's Zelle entdeckt worden; und kaum hatte Lindau derselben den Rücken gekehrt, so kam ich beim Oberinspektor um das gedachte Möbel ein und erhielt es auch. Wer noch nie verdammt war, an einem winzigen Tischchen zu arbeiten, der begreift gar nicht, von welchem Vortheile ein ordentlicher Tisch ist — vollends in einem Isolir-Gefängniß. Je kleiner hier die Möbel sind, desto mehr fühlt man sich selbst eingezwängt und genirt.

Und nun die Schattenseiten meiner Lage! Durch die erwähnten, per Woche zu verausgabenden 2 Mark, in Verbindung mit den Milch-, Kaffe- und Semmel-Zulagen bin ich in den Stand gesetzt, Morgens und Abends auf die Hauskost gänzlich zu verzichten; auch vermag ich mit meinen Früh- und Abend-Mahlzeiten mich zufrieden zu geben. Ganz anders steht es hingegen mit dem Mittagessen. Der Quark aus dem Riesenkessel erscheint mir nachgerade dermaßen ekelhaft, weil völlig überdrüssig, daß ich ihn nicht mehr riechen, geschweige denn essen kann. So habe ich daher an 4 Tagen in der Woche nichts als ein kleines, bis zur lederartigen Zähigkeit ausgekochtes Stückchen Rindfleisch und etwas leere Fleischsuppe; und an 3 Tagen, die man — wie zum Hohn — Fleischtage nennt, wo die Suppen aber nicht um einen Gedanken besser sind, als an anderen Tagen, an diesen Tagen muß ich Mittags von Wasser und Brod leben. Ist es da ein Wunder, daß ich täglich schlaffer und matter und zuletzt bettlägerig wurde? Ja, wer weiß, wohin es mit mir bereits gekommen wäre, wenn ich nicht ab und zu Gelegenheit hätte, mir durch Schmuggel einen kräftigen Imbiß zu verschaffen.

Die Osterfeiertage und die halbe darauffolgende Woche verlebte ich im Bette, wo mich ein allgemeines Schlafffsein nebst Fieberanfällen und Halsentzündung festhielten. Das letztere Uebel schrieb ich dem Umstande zu, daß ich immer auf den zugigen Gängen mit dem Hute in der Hand umherlaufen muß. Ich sagte dies nachträglich auch zum Direktor, welcher meinte, die Hutfrage sei so ängstlich nicht. Daher setze ich jetzt immer meine Kopfbedeckung auf, sobald ich die Zelle verlasse — zum nicht geringen Entsetzen meines Aufsehers, dem ich jedoch nachgerade so viel Respekt eingeflößt habe, daß er sich nichts zu sagen getraut. Zur Kurirung meiner Schlaffheit sollte ich Medizin anwenden, dagegen erklärte ich dem Arzte, daß mir eine stärkende Kost und ein guter Trunk zuträglicher sein werde. So bekam ich denn täglich 2 Mal Fleischsuppen mit Fleisch, reichlich und von ausgezeichneter Qualität. Auch die einst beschlagnahmte Flasche Wein händigte man mir endlich rezeptmäßig aus. Und siehe da: in Zeit von etwa 14 Tagen war ich wieder gesund, ein Beweis, daß meine ganze Krankheit nur eine Folge der mangelhaften Ernährung war. Leider wurde mit meiner Genesung auch die bessere Kost wieder abgeschafft, so daß wohl eine Reaktion nicht auf sich warten lassen wird, wenn nicht — recht viel Gelegenheit zum Genuß verbotener Früchte sich darbietet.

In der jetzigen Zeit thut mir überdies eine rationelle Diät schon deshalb noth, weil mich eine anderweite Angelegenheit einigermaßen aufregt. Zu Anfang dieses Jahres erschien nämlich bei Bracke eine von mir während meiner Haft in der Stadtvogtei verfaßte Broschüre, in welcher der Prozeß, dessen Nachspiel noch immer in Form einer sogenannten Strafvollstreckung, wie sie mit mir gegenwärtig vorgenommen wird, andauert, dargestellt und gebührendermaßen beleuchtet wurde. Diese Schrift ist nun vor mehreren Wochen auf Antrag der Braunschweiger Staatsanwaltschaft konfiszirt worden; und vor etwa 8 Tagen begab sich ein Berliner Untersuchungsrichter nach der Bastille, um mich zu fragen, ob ich auch richtig der Verfasser sei, was ich bejahte. Hieran knüpfte der erwähnte Justizpflegling die Bemerkung — allerdings nur privatim, — daß mir diese Broschüre wohl üble Folgen bereiten dürfte, er habe dieselbe gelesen u. s. w. u. s. w. So wenig ich nun irgend eine Verletzung von Strafgesetzesstellen in meiner Schrift zu entdecken vermag, so sehr sind die von mir gemachten, mehr als üblen Erfahrungen auf kriminellem Gebiete hinlänglich geeignet, pessimistische Gedanken zu erwecken, die bei Zellenhaft geradezu wie Gift wirken.

Es ist unter solchen Umständen ein wahres Glück, daß vor einigen Tagen auf 2 Monate — vorläufig, später ist noch Mehreres zu erledigen — ein Bismarckbeleidiger schwärzester Sorte, nämlich von ultramontaner Couleur, hier eingetroffen ist und mit mir gemeinsam „Freistunden" genießt. So kommt Abwechslung in die Bude. Erst der Verkehr mit gesetzten Sozialisten, die leider jetzt theils ausgeflogen, theils in einen mir unzugänglichen Winkel des Hauses verlegt sind; dann die Unterhaltung mit einem „gotteslästerigen", „liberalen" Gegenwarts-Dichter, und nun die Ironie auf das Bündniß zwischen der

ſchwarzen und rothen Internationale! Uebrigens muß ich auch hinſichtlich des Spaziergangs noch eine Beſſerung anderer Art verzeichnen. Ich entdeckte zufällig einen ungemein großen, mannigfach gestaltigen Hof und bewarb mich um die Erlaubniß, denſelben benutzen zu dürfen, die mir auch nach einigem Verhandeln zu Theil ward. Jetzt kann man wenigſtens etwas größere Sprünge machen.

VII.

Vermiſchte Erlebniſſe.

Den 20. Juni 1875.

Unter ziemlich ſchwierigen Verhältniſſen überſiedelte im Monat Februar meine Frau nach Berlin, nur um mich öfters beſuchen zu können. Ich bat mir beim Direktor die Erlaubniß aus, daß ich ſie wenigſtens wöchentlich einmal ſprechen könne; allein dieſer Mann beſaß die Hartherzigkeit, nur einen Beſuch alle 14 Tage zu geſtatten, eine Entſcheidung, die um ſo rigoroſer war, als bei Lindau, Majunke und von Schrötter (das iſt mein jetziger Spaziergangs-Kollege) hinſichtlich des Verkehrs mit Angehörigen und Bekannten gar keine Beſchränkung feſtgeſetzt wurde. Bei ſolcher Sachlage hielt ich es nicht für der Mühe werth, daß meine Frau in der ihr ganz fremden Stadt Berlin noch länger weile und veranſtaltete deren Rückkehr in die Heimath. Es iſt beſſer, man weiß eine größere Strecke Landes zwiſchen ſich und den Seinen, als daß man in der Schranke ausſchließlich einen Gefängnißdirektor erkennen muß, weil man im letzteren Falle mehr und mehr erbittert wird gegen einen Mann, in deſſen Gewalt man ſich befindet; und ſolche Gemüthserregungen ſind für Gefangene von den ſchädlichſten Folgen.

Der Direktor ſcheint überhaupt noch ſehr zur Rückfälligkeit geneigt zu ſein, ſonſt könnte er nicht ab und zu Beſtimmungen treffen, die mit ſeiner Beſſerung im Allgemeinen im Widerſpruche ſtehen. Tritt da neulich Parteigenoſſe Klinkhardt eine wegen eines politiſchen „Vergehens“ erworbene Strafe von ſechs Monaten Gefängniß hieſelbſt an; und ſiehe da: man ſteckt ihn in die Züchtlingsjacke, kommandirt ihn auf einen Arbeitsplatz, wo er als Mitarbeiter etwa 25 Eigenthumsverbrecher u. dgl. antrifft, weiſt ihm eine Schlafſtätte an, wo er gleichfalls von Gaunern umgeben iſt und behandelt ihn mit einem Worte wie den nächſten beſten Strolch. Ich ſah zu meinem Entſetzen eines Tages den K. mitten unter etwa 200 gemeinen Verbrechern ſpazieren gehen und ich ſah ferner, wie man ihn — einer gräulichen Unſitte entſprechend, welche für alle gemeinſamen Arbeitsplätze eingeführt iſt — zu beſtimmter Stunde in einer Kolonne von 8—10 Mann zum — Kloſet führte!

Ihre unaussprechlichen Bedürfnisse können nämlich die in gemeinsamer Haft befindlichen Leute nicht zu beliebiger Zeit verrichten. Sogar hiefür sind bestimmte Stunden festgesetzt. Das „Austreten", wie der technische Ausdruck lautet, kann nur vor und nach der Arbeitszeit, außerdem aber zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags und 4 und 5 Uhr Nachmittags stattfinden. Aus den einzelnen Werkstuben treten da die bedürftigen Leute paarweise an und werden in längeren Reihen nach einer größeren übrigens praktisch eingerichteten Bedürfnißanstalt geführt. Halten sie unterwegs nicht ordentlich Schritt oder verlieren sie gar die militärische Haltung, so schnauzt sie der Hofaufseher an, daß Gott erbarm', ohne daß Jemand auch nur zu ahnen vermag, aus was für Gründen selbst beim „Austreten" preußische Strammheit nothwendig ist. Und, derartige skandalöse Prozeduren mußte unter meinen Augen ein politischer Gefangener mitmachen! Als ich dieserhalb mit dem Direktor sprach, sagte er mir, K. habe sich eben um gar keine Begünstigung beworben; es ist aber sehr traurig, wenn man sich um jeden Pfifferling erst bewerben muß, statt daß über die Behandlung der verschiedenen Gefangenen-Kategorien ein- für allemal Anordnungen getroffen werden. Zudem weiß ein Neuling ja gar nicht, an wen er sich wenden soll, und was er erlangen kann; auch ist es eine schlimme und nicht eines Jeden Sache, mit Denen zu kämpfen, die absolute Gewalt über Einen haben. Indeß veranlaßte ich, daß K. vor Allem seine Isolirung beantragte. Diesem Antrage wurde auch entsprochen, jedoch nicht in der mir wünschenswerthesten Weise, indem K. nicht in den Isolirflügel gelegt wurde, wo ich mich befinde, sondern in den, welcher sich am entgegengesetzten Ende der Anstalt befindet. Dort muß er Düten kleben, soll nun aber, wie ich höre, auch seine eigenen Kleider tragen. Dagegen besteht seine Umgebung in den Erholungsstunden nach wie vor aus dem Bodensatze der Gesellschaft.

Zu den Rückfälligkeiten des Direktors sind noch verschiedene kleine Züge zu zählen. Insbesondere gehören diverse, vom Bevormundungsstandpunkte diktirte Schulmeistereien hieher. So empfahl mir dieser Mann eines Tages allen Ernstes die Lektüre der Bibel! Ja, als kürzlich Bebel hier war und mit mir wegen Uebernahme einer Redaktion nach meiner Entlassung unterhandelte, er—laubte er (der Direktor) sich, wie ich mich milde ausdrücken will, in diese reine Privatangelegenheit sich einzumischen und gegen eine redaktionelle Thätigkeit, wie sie in Frage stand, zu eifern. Mich hat diese Intervention 8 Tage lang geärgert; und es war nur gut, daß ich den Direktor während dieser Zeit nicht mehr zu Gesicht bekam, weil ich sonst wahrscheinlich gegen ihn derb ausgefallen wäre. Mag er doch seine pädagogischen Kunststückchen bei Denjenigen erproben, welche in erster Linie ihr Hiersein dem Mangel an Erziehung zu verdanken haben; ich aber hoffe, daß er mich damit künftighin verschont, sonst müßte ich ihm doch wohl oder übel den Standpunkt klar machen. Endlich sind diverse Beanstandungen von literarischen Arbeiten und Briefen zu vermelden. Einmal behielt mir z. B. der Direktor 3 Artikel inne und sagte: „Diese Arbeiten sind ohne Zweifel nicht strafbaren Inhalts, aber sie haben

einen agitatorischen Charakter, daher lasse ich sie nicht passiren!“ Es kommt indeß ganz auf seine Launen an; denn bald wird der harmloseste Artikel mit Beschlag belegt, bald besteht eine äußerst radikale Arbeit die Zensur. Mit den Briefen steht es ähnlich. Einmal setzte es eine große Szene, weil ich von einer „Reichströdelbude“ sprach, was den Direktor unter Anderem zu dem superloyalen Ausruf verleitete: „Wir (!) lassen unser (!) Reich keine Trödelbude nennen!“ Ein ander Mal gehen wiederum sogar solche Schreiben ab, die eigentlich nur für die Direktion verfaßt wurden. Weil ich gerade das Briefschreiben behandele, sei übrigens bemerkt, daß ich in der neueren Zeit nicht mehr um Erlaubniß für jedes einzelne Schreiben einkomme, und daß ich auch kein Kommißpapier mehr in Gebrauch nehme; beide Eigenmächtigkeiten werden eben ohne Murren ertragen; man scheint also die Lächerlichkeit der früheren diesbezüglichen Anordnungen selbst zu fühlen. Mit Vergnügen notire ich indessen, das es mir möglich ist, die Zensur sehr häufig zu umgehen und heimlich zu korrespondiren und schriftliche Agitationen zu betreiben.

Im Monat April war es in den Zellen rein nicht zum Aushalten vor Kälte. Man hatte nämlich mit dem Erscheinen der ersten warmen Tage das Heizen der Gefängnisse eingestellt und die Heizer entlassen; hernach trat aber wieder rauhe Witterung ein, die mehrere Wochen lang andauerte; trotzdem wurde nicht mehr geheizt. Die Herren Beamten freilich froren nicht, denn das Verwaltungsgebäude wurde hübsch warm gehalten! Um mich vor Erstarrung zu bewahren, mußte ich von Zeit zu Zeit Turnübungen machen; und des Abends wickelte ich mich in die Bettdecke ein, so daß ich aussah, wie ein Nordpolfahrer. Zum Glück war kurz zuvor die Erlaubniß zur Verlängerung der Spaziergänge ertheilt worden, so daß durch recht viel Bewegung im Freien das Blut im Fluß erhalten werden konnte.

Vom 7. April bis zum 7. Juni hatte ich, wie ich schon früher notirte, einen Ultramontanen zur Gesellschaft bei meinen Promenaden; zwei Mal in der Woche bildete Majunke den dritten im Bunde. Wie einst — zur Zeit der ersten französischen Revolution — Hebertisten und Legitimisten und später — unter der Regierung Louis Philipp's — Legitimisten und Republikaner in den Pariser Gefängnissen, zwangsweise unter einem Hute vereinigt, mehr oder weniger mit einander harmonirten, so herrschte auch hier eine gewisse Einigkeit. Nicht daß es an lebhaften Disputationen gefehlt hätte, bei denen schon die Grundverschiedenheit der prinzipiellen Standpunkte ein Einigwerden ausschloß — nein, Derartiges kam häufig auf die Tagesordnung; allein es gab Fragen genug, die eine Uebereinstimmung in der Beantwortung hervorriefen, namentlich sofern es sich darum handelte, Frau Themis zu nasführen. Majunke war zu diesem Geschäfte zwar wenig tauglich, wohingegen der Baron S. stets energisch zugriff, wenn sich Gelegenheit hiezu bot. Er eröffnete z. B. Nahrungsmittel-Bezugsquellen, die den Direktor mit Entsetzen erfüllt hätten, wenn er im Stande gewesen wäre, deren Tiefe, Breite und Unversiegbarkeit kennen zu lernen. Wir brauchten es unter solchen Umständen gar nicht bis zur Zuspitzung einer sozialen

Frage kommen zu lassen. Und was bewirkte solche Annähmlichkeiten? Es war das Assoziations-Wesen und der Kommunismus! Mit vereinten Kräften wurde der Justiz ein Schnippchen ums andere geschlagen, und der Ertrag solcher Anstrengung wurde stets brüderlich getheilt.

So hatte also der Genuß der Sommerfrische am Plötzensee zur gedachten Zeit wenig Abschreckendes an sich. Selbst den Vorgeschmack einer Badereise ließ ich mir beibringen, indem ich mir durch den Arzt wöchentlich 2—3 Douche- und andere Bäder verordnen ließ. Die Anstalt ist nämlich mit Badeeinrichtungen ganz gut versehen, wie ja überhaupt die hierorts beobachtete Reinlichkeitspflege nichts zu wünschen übrig läßt. Mit der Befriedigung meiner geistigen Bedürfnisse steht es im Allgemeinen immer noch wie früher, indem nur die bestimmten Zeitungen zugelassen werden; da ich aber aus der Reichstagsbibliothek Bücher bekommen kann und auch durch Freunde mit guten Werken versehen werde, so kann das Besserungs-Verfahren (diesmal bedarf es keiner Gänsefüßchen) ganz flott betrieben werden. Es erfüllt mich auch mit großer Genugthuung, daß ich im Stande bin, hier nicht unwesentlich zur Vervollständigung meiner Bildung beizutragen. So muß der heutige Staat selbst die Kräfte reifen, welche ihm widerstreiten, und die er unschädlich zu machen wähnt. Ja, ich darf es offen bekennen: Mein Wissen verdanke ich meinen Gefangenschaften! Ohne die verschiedenen Jahre von Zwangsmuße, die man mir bisher auferlegte, wäre ich kaum im Stande gewesen, die nöthige Zeit zum Studiren zu finden. Als verlorene Zeit darf ich also jene langen Perioden nicht betrachten, die ich hinter Kerkermauern verlebte. Ich wickelte da so manches Gehirnknäulchen auf, das später zu gutem Faden versponnen werden kann. Ich spitzte so manchen Pfeil für den ferneren Kampf!

Kürzlich war hier ein ganzes Rudel von Landtagsabgeordneten. Daß sie kommen würden, war schon in aller Frühe im ganzen Hause bekannt; was sie hier wollten, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden. Etwa die Verhältnisse kennen lernen? Da hätten sie denn doch ihre sogenannte „deutsche Gründlichkeit" besser in Anwendung bringen sollen. In kaum einer Stunde hatten diese Herren die ungemein große Strafanstalt besichtigt, d. h. sie waren an Allem vorbeigelaufen, wie jene Engländer, die auf Berge klettern, nicht um deren Aussicht zu genießen, sondern um einmal oben gewesen zu sein. Auch mich besichtigten die Leute etwa 3 Minuten lang; und als ich gerade meine Dispositionen zu einer kleinen Rede getroffen hatte, entschlüpften sie mir wieder. Sie waren offenbar in der Erwartung gekommen, eine Art Bluthund von schrecklichem Aeußeren kennen zu lernen, und als sie nun eine sehr harmlos aussehende, schwächliche Figur vorfanden, spiegelte sich ganz auffallend die Enttäuschung auf all' ihren Gesichtern ab; und sie konzentrirten sich kopfschüttelnd nach rückwärts. Im Landtage war die Frage der Behandlung politischer Gefangener in preußischen Gefängnissen, insbesondere die Frage der Selbstbeköstigung in jüngerer Zeit wiederholt aufgeworfen und durch die beiden Minister

des Innern und der Justiz höchst ungenügend, ja ganz gegen die Anschauungen der Gesetzgeber beantwortet worden. Es deklamirten da gewisse Geheimeräthe von fünfzehnerlei Gerichten, die es hier geben soll, von „Kübeln“ Milch, die zur Vertheilung gelangen sollen und was der Absurdidäten mehr sind, die durch nichts bewiesen wurden. Und nun wollte man wahrscheinlich die Güte der Kost durch Besichtigung der Gebäude erproben, über die sich überhaupt Niemand beschwert hatte. Es geht nichts über preußische Schlauheit!

VIII.

Ein langweiliges Quartal.

Den 10. September 1875.

Die Monate Juni, Juli und August vergingen recht eintönig. Wöchentlich zwei Mal traf ich zwar mit Majunke zusammen; außerdem spiele ich aber den Einsiedler in optima forma. Die Spaziergänge werden mir mehr und mehr zur Last, statt daß sie mir Erholung bieten. Gleichwohl darf ich dieselben nicht einstellen, wenn ich meine Gesundheit nicht schädigen will. Nach und nach gewöhnte ich mich daran, mich mit den Thieren zu unterhalten, obgleich die Auswahl auch in dieser Beziehung gar klein ist. Die Spatzen, welche man sonst nur verächtlich abseits liegen läßt, lernte ich als liebliche Gesellschafter schätzen. Ich brachte denselben jeden Morgen eine Hand voll Brosamen und besah mir die possirlichen Sprünge, welche die munteren Thierchen beim Aufpicken derselben machten. Bald wurden diejenigen, welche die Hauptkundschaft bildeten, so dreist, daß sie bis dicht zu mir heran hüpften. Hatte ich einmal das Futter vergessen, so kamen meine Kostgänger auf ihrem gewohnheitsmäßigen Fütterungsplatze zusammen und vollführten einen Mordsspektakel. Es herrschte der reinste Aufruhr; und ich beneidete die Spatzen um ihre Freiheit. Wären es Menschen gewesen, die so energisch forderten, so würden sie alsbald beim Kragen gepackt und wegen „Störung der öffentlichen Ruhe“ hinter Kerkermauern über die Annehmlichkeiten einer Zivilisation belehrt worden sein. Auch einige Erdbienen (Grabwespen) beobachtete ich mit Vergnügen in ihrem Treiben. Hie und da stellte ich ihren „Instinkt“ auf die Probe, derselbe hat sich aber niemals bewährt, immer kam ein überlegendes Handeln zum Vorschein. So hatte z. B. einmal eine solche Biene einen ziemlich tiefen Schacht gegraben, aus welchem sie noch fortwährend Erde herausschaffte, als ich den Eingang mit einem Steinchen verstopfte. Zunächst kam nun das Thierchen mit seinem gewöhnlichen Quantum Erde an und wollte es aus der Oeffnung stoßen; allein das Steinchen verhinderte dies, indem es wohl ein klein wenig gehoben, nicht aber beseitigt wurde. Es dauerte

jedoch gar nicht so lange, so rollte das Hinderniß, durch einen kräftigen Stoß in Bewegung gesetzt, bei Seite. Die Biene hatte offenbar einen tüchtigen Anlauf genommen und sich so Luft geschafft. Nun flog das Thier in die Höhe und besah sich die Situation. Ob es dabei sich über eine „wunderbare Wendung durch Gottes Fügung" oder dgl. erging, weiß ich nicht, weil ich die Bienensprache nicht verstehe. Wie mir aber scheinen wollte, besann sich das Thier, was zu thun sei; denn das Steinchen lag immer noch störend da. Und richtig, binnen Kurzem wurde das unliebsame Ding mit den Vorderbeinen gepackt und rückwärts schreitend fortgezerrt! — Solche Beobachtungen machte ich, wie gesagt, vielfach.

Allein der Mensch hat ein unabweisbares Bedürfniß, mit Seinesgleichen zu verkehren; und wenn dasselbe nicht hinlänglich befriedigt werden kann, so tritt beim Einen Melancholie, beim Andern Tobsucht, beim Dritten Blödsinn, beim Vierten sonst eine geistige Störung, bei Jedem aber eine gewisse Nervosität ein. Man lebt wie in einer Schachtel verpackt, wird ganz scheu und geräth bei jeder guten oder schlimmen Mittheilung von außen oder von irgend einer Seite des Gefängnisses in die höchste Aufregung. In dieser Beziehung spreche ich nicht allein aus eigener Erfahrung, sondern gestützt auf die übereinstimmenden Aussagen einer großen Anzahl gebildeter und ungebildeter Gefangener, die ich examinirt habe, so oft sich mir eine Gelegenheit dazu bot. Alle, die einmal über Jahr und Tag in einer Zelle sitzen, sind mehr oder weniger geisteskrank. Dies wollen aber die Isolir-Fanatiker, die ein würdiges Seitenstück zu den Zwangsimpfungs-Verehrern bilden, durchaus nicht zugeben. Sie haben sich einmal in dem Einschachtelungs-System verbissen und brachten es leider bereits fertig, selbst die einflußreichsten Kreise mit dem lächerlichen, der menschlichen Natur ins Gesicht schlagenden Prinzip zu infiziren, so daß bei allen Neubauten von Gefängnissen mit Vorliebe davon Gebrauch gemacht wird. So gehen zum Beispiel gleich auf dem rückwärts gelegenen Terrain hiesiger Anstalt 2 große Neubauten ihrer Vollendung entgegen, wo die Isolirung in der extremsten Form durchgeführt werden soll. In der Schule und Kirche, beim Spaziergang, kurzum allenthalben soll Vereinzelung herrschen. Das Gesicht wird mit Masken bedeckt, der Mensch zu einer Ziffer gemacht. Und eines dieser Isolirhäuser soll nur jugendliche Gefangene im Alter von 12—18 Jahren, also halbe Kinder, aufnehmen! Wahrhaftig, man steht starr vor Entsetzen vor solchen Systemreitereien, durch die nicht nur die Strafen zehnfach verschärft werden, sondern die den Menschen für immer geistig ruiniren. Man sagt, die Isolirsträflinge betrügen sich durchschnittlich sehr ordentlich, was schon auf Besserung schließen lasse. Die Logik ist aber grundfalsch. Dieses gute Betragen — was nämlich in Gefängnissen so genannt wird, und was in Wirklichkeit ein stumpfsinniges Gehorchen ist — kommt daher, daß die Betreffenden bereits „niedergeführt", d. h. völlig gebrochen sind. Wie soll denn ein solcher Mensch noch ein nützliches Glied der Gesellschaft werden können? So lange er eingesperrt ist, gleicht er einem Uhrenpendel, der mechanisch den Kräften, die ihn regieren, Folge leistet; gleichwie aber

ein solcher Pendel zur Erde fällt und regungslos liegen bleibt, wenn man ihn von der Uhr losschlägt, so verliert auch ein freigelassener Zellensträfling gleichsam das Gleichgewicht und taugt zu keiner Arbeit mehr.

Wohin die Zellenhaft führen kann, mag folgendes Beispiel zeigen. Ein Werkmeister, welcher seiner hohen Anforderungen halber unter den Gefangenen allgemein unbeliebt war, hatte einen Isolirten wegen „Faulheit" angezeigt. Darüber gerieth derselbe nun in eine namenlose Wuth, die durch das Gefühl der Ohnmacht, welches ihm in der Zelle so recht eigen wurde, aufs Höchste stieg. Er brütete über das ihm wiederfahrene Unrecht nach und wurde immer erbitterter über den nimmersatten Werkmeister. Da geht die Thüre auf und herein tritt gerade dieser gehaßte Mann. Ein Messer liegt dem Gefangenen zur Hand; er ergreift es, springt auf und ruft in höchster Extase: „Du mußt jetzt sterben!" Er ist aber ein Schwächling, während der Werkmeister eine herkulische Gestalt ist. In einem Nu hat daher der Letztere den Angreifer bei beiden Armen erfaßt und entwaffnet. Nun folgte eine Disziplinarstrafe, strenger Arrest in der Dauer von 7 Tagen. (Diese Strafart besteht darin, daß man in ein halbdunkeles Gemach gesperrt wird, nichts arbeiten darf, nur jeden dritten Tag warme Kost, sonst aber Wasser und Brod bekommt und Nachts auf der bloßen Diele liegen muß.) Hier kam nun der „Vogel", wie man hier die Verrücktheit nennt, völlig zum Durchbruche. Der Werkmeister, dem auch nicht ein Haar gekrümmt worden war, machte aber auch noch die Anzeige bei der Staatsanwaltschaft; es kam zur Verhandlung vor dem Schwurgerichte, und der arme Teufel, welcher in seinem Zellen-Wahnsinn ganz ernsthaft betheuerte, er habe den Werkmeister ermorden wollen, wurde zu dreijähriger Zuchthausstrafe verurtheilt! Aehnliche Geschichten von Gefängniß-Verrücktheiten könnte ich noch mehr erzählen. So fanden hier binnen Kurzem ein Selbstmord, ein Selbstmordversuch und eine Selbstverstümmelung statt. Alle derartigen Vorkommnisse sind einer Art von Geistesstörung geschuldet, die ich oben mit Zellen-Wahnsinn bezeichnete. Dieselbe kommt nur vorübergehend entschieden zum Ausbruch, weshalb die Aerzte in der Regel keinen Wahnsinn bemerken, wenn sie eine Untersuchung anstellen. Zudem geschehen solche Untersuchungen selten ohne eine gewisse Voreingenommenheit, weil gar viele Simulanten vorkommen, die sich für verrückt erklären lassen wollen, um frei zu werden.

Ich habe sehr oft mit Beamten über das Zellensystem gesprochen und dagegen gecifert; allein alle meine Argumente zogen nicht. Das ist aber eine alte Geschichte: der Theoretiker weiß Alles besser, als der Praktiker. Wenn ich den Leuten vorstellte, daß ich mich doch geistig beschäftigen könne, der gewöhnliche Gefangene aber nicht, und daß mithin für einen solchen das Leben in der Zelle wie das eines Eingemauerten verstreichen müsse, so hatten sie immer die „Besuche" bei der Hand, welche den Gefangenen abgestattet werden. Nun, ich kann nur versichern, daß diese „Besuche" ganz und gar nicht beliebt sind, weil bei diesen Gelegenheiten dem Gefangenen seine Nichtigkeit erst recht klar vor Augen tritt, und weil die Beamten — theils Pfaffen, theils ehemalige

Unteroffiziere — nur für Heuchler und Schmeichler ein Ohr haben, ſonſt aber die Leute mit wenig Delikateſſe abfertigen, wenn ſie ein Anliegen haben.

Zu der Langeweile im vergangenen Quartal geſellte ſich auch allerhand Aerger über Kleinlichkeiten. Der Schmuggel war gerade auf diverſe Hinderniſſe geſtoßen, ſo daß es bei 4 Fleiſchſuppen und 3 Waſſer- und Brod-Mahlzeiten für die ganze Woche hinſichtlich des Mittageſſens ſein Bewenden hatte. Denn eher hätte ich Gras verzehrt, ehe ich die ekelhaften Suppen aus dem Rieſen-Kübel aß. Daß ich aber bei ſolchem Küchenzettel der allmäligen Einſchrumpfung entgegen gehen mußte, liegt auf der Hand. So ließ ich mir denn durch den Arzt Malzextrakt verſchreiben, um wenigſtens einen ſtärkenden Trunk zu haben. Der Arzt kam meinem Verlangen auch nach; allein als ich mir eine Kiſte Malzbier beſtellte, gerieth der Direktor ſchier aus dem Häuschen. Kaufen könne ich mir ja *gar nichts*, meinte er; das ſei ja ganz gegen alle ſeine Prinzipien. *Müſſe* ich indeſſen Malzbier haben, ſo habe man mir daſſelbe auf Anſtaltskoſten zu liefern. Nun bekräftigte ich das *Müſſen* mit dem ärztlichen Atteſt und richtig bekam ich drei Wochen lang jeden Tag ein Fläſchchen Malzbier; auf einmal fällt es aber dem Direktor ein, einen Strich durch die ärztliche Verordnung zu machen, und die Herrlichkeit war zu Ende.

Eine kleine Freude bereitete mir der Braunſchweiger Staatsanwalt, indem er mir eine Todesanzeige betreffs ſeiner gegen meine Broſchüre „Die Pariſer Kommune vor den Berliner Gerichten“ erhobenen Anklage zumitteln ließ. Dieſer Kampf war alſo mit wenig Anſtrengung ſiegreich beſtanden worden.

Bald habe ich nun drei Viertheile meiner „Strafe“ hinter mir liegen; und viele meiner Freunde rathen mir, ich ſolle die nach § 23, R.-Str.-G.-B., zuläſſige „vorläufige Entlaſſung“ beantragen. Dies werde ich aber hübſch bleiben laſſen. Es heißt ja im Geſetze nur, daß eine ſolche Entlaſſung eintreten „*kann*“, nicht aber, daß ſie eintreten „*muß*“. Soll ich da dem Juſtizminiſterium neuerdings Gelegenheit geben, ſeine Macht *gegen* mich herauszukehren? Ich mag den Leuten ſolche Genugthuung nicht gönnen. Zudem hätte ich mich an die Aufſichts-Kommiſſion wegen allergnädigſter Befürwortung zu wenden; und mit dieſem Inſtitut mag ich nie mehr in Berührung kommen. *Wollte* man mich entlaſſen, ſo brauchte man keinen Antrag von meiner Seite abzuwarten. Doch es fällt Keinem ein, dies zu wollen! —

IX.

Die luſtige Station.

Den 12. Dezember 1875.

Neueſtens ſind hier ganz weſentliche Kulturfortſchritte gemacht worden. Vom Oberinſpektor erhielt ich einen Rohrſeſſel, brauche alſo nicht mehr, wie bisher, auf einem viereckigen, vierfüßigen, hölzernen Brettchen mich krumm und lahm zu ſitzen. Ferner giebt es jetzt endlich eine beſſere Koſt — an 4 Tagen. Die frühere Küchenordnung hatte ich aber auch dermaßen ſatt, daß ich Anfangs Oktober beim Berliner Stadtgericht eine Beurlaubung forderte mit der Motivirung, daß ich mich endlich einmal ordentlich reſtauriren müſſe, wenn ich nicht die Auszehrung bekommen ſolle. Die Zubußen ꝛc., ſchrieb ich, ſeien zu meiner Ernährung nicht hinreichend und das Gefängnißfutter ekele mich an, ſelbiges möge allenfalls für Kulis, Negerſklaven oder weltſtädtiſche Vagabunden ein gewohnheitsmäßiges Eſſen bilden, ein Ziviliſationsmenſch weiſe es mit Entrüſtung von ſich. Dies war der „Zufall“ Nr. 1, welcher vielleicht den Vorläufer der Reform bildete. Dann trat der Reichstag zuſammen; und eine verbeſſerte Auflage meiner vorjährigen Denkſchrift, hinter welcher eine Liebknecht'ſche Exekution auftauchte, warf ihre Schatten vor ſich her — das dürfte der „Zufall“ Nr. 2 geweſen ſein, der bei der Koſtverbeſſerung Geburtshülfe leiſtete. Immerhin erregte es einiges Staunen, als im Lazareth eine kleine Extraküche für „Mittelkoſt“ u. dgl. eingerichtet wurde, und als man zum erſten Male die neue Koſt ſervirte. Dieſelbe darf als ausreichend bezeichnet werden. Es giebt jedesmal Suppe, Fleiſch und Gemüſe, ordentlich gekocht und unter Beobachtung ziemlicher Abwechſelung. Die Fleiſchrationen ſind nicht ſehr groß, aber meiſt in Bratengeſtalt und mit Sauce verſehen. Hoffentlich wird die neue Ordnung über kurz oder lang auf alle ſieben Tage ausgedehnt; denn der Menſch hat doch nicht zwei verſchiedene Magen, einen ziviliſirten und einen unziviliſirten. Jene drei Schwerinstage ſind wahrſcheinlich im Hinblick auf die Fleiſchfäſerchen beibehalten worden, die an denſelben im General-Suppen-Keſſel ihre Schwimm-Uebungen veranſtalten, wovon aber das Kraut nicht fett wird. Iſt auch die jetzt herrſchende $^4/_7$-Ziviliſation beſſer als gar keine, ſo können gleichwohl die noch ausſtehenden $^3/_7$ dem Kochlöffel der Juſtiz nicht geſchenkt werden. Ich für meine Perſon werde wenigſtens vom Quäruliren nicht ablaſſen, obgleich daſſelbe unter den verbotenen Dingen in den Verhaltungsvorſchriften figurirt.

Ein weiterer Fortſchritt, der ſeither gemacht wurde, beſteht darin, daß die anſtändigſten Leute der ganzen Anſtalt auf eine Station zuſammen gelegt wurden. Und zwar hat man dazu eine Etage des ſogenannten „alten“ Iſolirflügels gewählt, wo eine beſſere Heizung eingeführt iſt, als im „neuen“, den ich früher bewohnte. Jetzt kann es doch nicht mehr vorkommen, daß bald ein rechter Nachbar, der vielleicht

Jemanden todtgeſchlagen hat, bald ein linker Nachbar, der etwa der Einbrecherzunft angehört, bei nächtlicher Weile Uebungen in der Klopftelegraphie anſtellt. Recht angenehm iſt es auch, daß mir nun die Scheuerarbeiten durch einen „Kalfaktor“ beſorgt werden. Und was das Allerweſentlichſte iſt: es fehlt nicht an Unterhaltung in den „Freiſtunden“, die nun von allen Bewohnern der vornehmen Station gemeinſam in dem ſehr geräumigen Lazarethhofe genoſſen werden. Man kann da jetzt jeden Vormittag und jeden Nachmittag zwei lebhaft debattirende Gruppen beobachten; die eine Gruppe beſteht aus politiſchen „Verbrechern“, die andere aus allerlei Pechvögeln. Gruppe Nr. 1 enthält zur Zeit drei Sozialiſten (Kapell, Klinkhardt und mich), zwei Ultramontane und zwei „liberale“ Reporter. Letztere ſpielen eine etwas ſchäbige Rolle. Der Eine verſtand es, einen Ultramontanen um ca. 60 Mark (behufs Einzahlung für literariſche Arbeiten, d. h. um die Zwangsarbeit zu umgehen) anzupumpen — zahlbar am St. Nimmerleinstag; der Andere, welcher eine Geldſtrafe, die er nicht bezahlen konnte, abſaß, fand an dem Hierſein einen ſo großen Gefallen, daß er ſich ernſtlich mit dem Gedanken trug, auch ſeine Gerichtskoſten abſitzen zu wollen; und es verurſachte Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß dies nicht angehe. Im Allgemeinen herrſchte übrigens unter dieſen böſen Sieben Friede und Eintracht. Platzten auch öfters die politiſchen Meinungen gehörig aufeinander, ſo erinnerte doch immer wieder irgend ein guter oder ſchlechter Witz an den Ort, wo man ſich befand, an den gemeinſamen Hut oder vielmehr an die gemeinſame Pickelhaube, die Allem übergeſtülpt iſt. Als gerade hoher Schnee lag, erluſtigten ſich die Politiker mit der Fabrikation eines rieſigen Schneemanns, dem eine ziemliche Aehnlichkeit mit einem gewiſſen „Genie“ von „europäiſchem Rufe“ ſofort anzuſehen war. Und ſo wurde noch mancherlei Allotria getrieben. Von Traurigkeit war keine Spur zu ſehen.e

„Und es zeigten keinerlei
Buße und zerknirſchte Reu'
Die verſtockten Sünder!“

Die andere Gruppe, die jetzt ſehr zuſammengeſchmolzen iſt, hatte vor einigen Wochen noch den Charakter einer ſehr gemiſchten Geſellſchaft. Ein ehemaliger Polizeikommiſſär, der Arreſtanten geprügelt hatte, ein Zimmermeiſter, dem ein regelwidrig gebautes Haus eingefallen war, und ein Junker, welcher ſich eine Beleidigung ſeines Gutsnachbarn zu Schulden kommen ließ, leiſteten einer Anzahl einfacher Bankerotteure Geſellſchaft, während ein Rentner, der einen Schuldner geohrfeigt hatte, Arm in Arm mit einem Reſtaurateur, welchen ein übelverſtandener derber Spaß ins „rothe Schloß“ brachte, das Jahrhundert, namentlich aber die Polizei, in die Schranken forderte. Ganz kurze Zeit lief auch noch ein Ehebrecher, ein ziemlich alter Knabe, daneben her.

Zwei hochkomiſche Figuren, die ebenfalls ſo glücklich ſind, Zellen auf der luſtigen Station zu beſitzen, und die nicht minder aus der Extrapfanne geſpeiſt werden, gehen in einem benachbarten Hofe ſpazieren und ſind auch durch Zuchthausjacken von den übrigen Honoratioren unterſchieden. Aber die Abſonderungs-Requiſite ſind nicht ſtark genug, um zu verhindern, daß man fortwährend mit dieſen Leuten zuſammentrifft. Sie

werden als Schreiber für die Anstalt verwendet und haben daher oft in den Büreaux der Beamten zu thun, noch öfter aber machen sie dem Aufseher weiß, es sei dem so. Sie treiben sich im ganzen Hause umher, und wo man hinkommt, begegnet man ihnen. Namentlich stößt man fast regelmäßig auf sie, wenn man im Verwaltungsgebäude etwas zu thun hat. Die Thüren, welche in dasselbe ausmünden, sind nämlich immer verschlossen, und man steht mitunter sehr lange, ehe Jemand kommt und aufschließt. Gelegentlich solcher Lauer trifft man jene beiden Herumtreiber fast immer an; denn gewöhnlich lauern auch sie auf etwas. Und wehe, wenn sie losgelassen! Kaum hat man sich auf Pistolenschußweite genähert, so fangen die beiden Zungen der Edlen an zu spielen, daß Einem angst und bange wird. Sie wissen Alles, sind immer mit Neuigkeiten vollgepfropft — selbst was in Briefen der Gefangenen steht, entgeht ihrer Schnüffelei nicht —; und das Ende vom Liede ist stets eine Anbettelung um Zigarrenstumpen oder dgl. Der Eine ist ein „Doktor", der andere ein „Professor"; und damit dies Niemand außer Acht läßt, wird es tagtäglich Jedem mitgetheilt. Beide sitzen wegen Gründerei – versteht sich unschuldiger Weise. Freilich schuldiger sind sie auch nicht, als jene höheren Gründer, die frei herumlaufen. Die Suada unserer beiden Gründlinge ist übrigens recht lehrreich. Sie erklärt es, wieso der biedere deutsche Gimpel in vorkrachlichen Zeiten so leicht gerupft werden konnte. Namentlich versteht sich der „Doktor" gut auf die Fabrikation blauen Dunstes. Er spricht alle Sprachen, von denen je einmal die Rede ist — bis man ihn darin anredet; mit jeder Person, die im öffentlichen Leben eine Rolle spielt, hat er schon gefrühstückt; die halbe Welt hat er bereist, kurzum er ist ein Universalgenie. Da man derartige Lügenmaschinen nicht jeden Tag kennen lernt, so bietet das Ueberraschende einigen Ersatz für die bodenlos freche Zudringlichkeit, obgleich man mitunter über die letztere ganz unwillig werden möchte. Die Zellenthüren in dem „alten" Flügel werden nur Nachts gehörig verschlossen, während den Tag über ein einfacher Mechanismus einen leichten Verschluß bildet, der jedoch mit irgend einem starken Nagel oder dgl. leicht hinfällig zu machen ist. So ist es möglich, daß der „Doktor" in fremde Zellen eindringt. Er kommt in der größten Höflichkeit angeschlichen und fängt zu schwatzen an; ob man ihm antwortet, ihn unbeachtet läßt oder rauh abfertigt, das ist ihm ganz einerlei: er schwadronirt immer zu. Ob er sich einbildet, man glaube ihm auch nur eine Silbe, das weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß unter den Beamten Mancher ist, der auf den „Doktor" große Stücke hält. Derselbe weiß sie aber auch zu nehmen. Den Predigern schmeichelt er damit, daß er ihnen vorschwindelt, er habe Theologie studirt und sei nur deshalb nicht Geistlicher geworden, weil er am Kehlkopf leide. (Dieser Schwadroneur leidet am Kehlkopf!) Dem Arzte sucht er als „Philosoph" zu imponiren. Allen technischen Beamten gegenüber wirft er sich als ehemaliger Eisenbahn-Oberingenieur in die Brust. Und so weiter mit Grazie. Der „Professor" verlegt sich mehr aufs Humoristische und spielt eine Art Stations-Hanswurst. Uebrigens muß man sich vor diesen beiden Abenteurern in seinen Aeußerungen sehr in Acht nehmen

indem sie — namentlich der „Doktor“ — eine freiwillige Geheimpolizei des Hauses bilden. Man sagt ihnen daher nur dasjenige, was man weitergetragen wissen will.

Für die Erfindung der Zellendietriche, welche dem Gründerpaare zu verdanken ist, sind die politischen Gefangenen demselben übrigens sehr verbunden. Wir haben uns alsbald sammt und sonders derartige Instrumente angeschafft und verkehren vermittelst derselben mit einander nach Belieben. Mitunter werden förmliche Soireen veranstaltet! Der „Kalfaktor“ ist instruirt, daß er es meldet, wenn sich der Aufseher entfernt. Dann werden schleunigst die Preß- und Rede-„Verbrecher“ ganz leise in einer unserer Zellen — gewöhnlich in der meinigen — zusammenberufen. Da jetzt die Beaufsichtigung nicht streng ist und wir die Thüren immer wieder abschließen, so ist damit keine große Gefahr verknüpft. Sollte wirklich Jemand durch die Augen des Dionysius Umschau halten, so sieht er doch nicht ins Innere der Zellen, weil wir täglich Sand in diese Augen streuen, nachdem wir sie zuvor mit Fett bestrichen haben. Und in der Nähe jener Zelle, wo gerade ein kleines Fest stattfindet, steht der „Kalfaktor“ Posten und meldet durch ein eigenthümliches Scharren an der Thüre, wenn Jemand kommt, auf welches Signal hin allgemeine Ruhe eintritt, bis der Ankömmling wieder von der Bildfläche verschwunden ist. Ueber einer Petroleumlampe oder über der Gasflamme wird gekocht. Ein Holzgestell, welches Kapell fabrizirt hat, und das auseinander genommen und leicht versteckt werden kann, bildet eine Art Zigeunerdreifuß. Und ein blecherner kleiner Kessel, der die Wege des Schmuggels kennen gelernt hat, dient als Kochgeschirr. Wir kochen Kaffee und Chokolade, und manchmal riskiren wir sogar eine Bowle Punsch! Die Rohstoffe und Halbfabrikate werden ohne Ausnahme geschwärzt, ebenso viele andere magenerbauende Dinge, wie Würste, kalter Braten, Schinken, Obst u. s. w. Da wir jetzt in so großer Anzahl aufs Schmuggeln ausgehen, sind selten die „Kaboren“ (Orte, wo verbotene Sachen aufbewahrt werden) ganz leer. Einer oder der Andere hat fast jeden Tag Gelegenheit, irgend einen Fang zu machen. Was aber Einer hat, das gehört Allen; denn hier wird der Kommunismus förmlich als selbstverständlich aufgefaßt. Die Unterhaltung, welche bei den gedachten Zusammenkünften gepflogen wird, kann gar nicht angenehmer gedacht werden. Der Eine erzählt eine „Mordgeschichte“, wie hier alle Neuigkeiten benamst sind; der Andere geistreichisirt ein Wenig, der Dritte bringt einen Toast aus, in den die ganze Gesellschaft mit gedämpfter Stimme einfällt; und so geht es fort, bis es Zeit und Gelegenheit wird, ganz sachte sich in den einzelnen Zellen zu verkriechen. Wenn der Direktor ahnen könnte, wie schändlich auf solche Weise sein „Prinzip“ geradezu auf den Kopf gestellt wird — ich glaube, er stellte sich selber in solch' umgekehrte Ordnung! Dabei ist unser Treiben durchaus nicht so unerhört, wie es vielleicht im ersten Augenblicke zu sein scheint. Im Literatenviertel des Wiener Landesgerichts geht es schon seit je so zu; und das Gefängniß La Pelagie zu Paris könnte von ungemein vielen „Bankets“ erzählen, die politische Sünder in seinen Räumen im Laufe der Zeit veranstaltet haben. Der

Unterſchied beſteht nur darin, daß zu Wien und Paris ſolche kleine Freuden erlaubt ſind, und daß man es nicht nöthig hat, Eß- und Trinkwaaren heimlich zu beziehen. Einem politiſchen Gefangenen mehr als die Freiheit zu entziehen, das bringt man eben nur im preußiſchen Staate fertig. Nur gut, daß für die moderne Knute auch noch ein Kräutlein gewachſen iſt — die Schlauheit der Knuten-Objekte.

X.

Reaktionäre Zuckungen.

Den 26. Februar 1876.

Mit der „luſtigen Station" ſteht es nachgerade recht traurig. Schon zu Weihnachten waren die politiſchen Gefangenen bis auf meine Perſon verduftet. Und von den ſonſtigen Diſtinguirten reſtiren nur noch der baufällige Zimmermeiſter und der Kommiſſär mit der ſchlagenden Beweis-Theorie. Mit dieſen Leuten promenirte ich an ca. 14 Tagen, jedoch ohne mich unterhalten zu können. Der Zimmermann iſt ein abgeſagter Feind der Sozialdemokraten, weil ſie – am Strikemachen ſchuld ſind, und namentlich weil ihn drei Arbeiter (Arbeiter und Sozialiſten ſind für ihn identiſch) zur Anzeige gebracht und damit dem ſtillen Kämmerlein überliefert hatten. Dabei litt er am Gefängnißfieber und an anderen inkurablen Uebeln und lauerte täglich auf ſeine Beurlaubung, die aber ausblieb. Jetzt befindet er ſich im Lazareth. Der Kommiſſär dagegen hatte ſich dringend verdächtig gemacht, für Berliner Lokalblätter beſtändig Notizen über Vorkommniſſe in der Strafanſtalt geliefert zu haben, und wurde deshalb ſtreng iſolirt und ſonſt noch verſchiedentlich gemaßregelt. Ein Raiſonnement büßte er ſogar mit 24ſtündigem ſtrengem Arreſt bei Waſſer und Brod. Den Verluſt der Geſellſchaft gedachter Perſonen beklage ich nun freilich gar nicht; aber daß mir Teſſendorff nun ſchon ſeit zwei Monaten keinen Staatsverbrecher mehr zum Kollegen überantwortete, das muß ich ihm ſehr verübeln. Es geht mir jetzt wieder genau ſo, wie im langweiligen Quartal des vergangenen Sommers.

Aber nicht nur höchſt langweilig iſt es jetzt hier, ſondern auch ſehr kommißmäßig. Auf den „revolutionären Fortſchritt" des letzten Quartals vorigen Jahres folgte die Reaktion mit unerbittlicher Konſequenz. Von den Zellenfeſtlichkeiten hatte die Verwaltung — ſo ſcheint es wenigſtens — Wind bekommen, wahrſcheinlich hatte der „Doktor", dem ja das Verhältniß nicht verborgen blieb, „gepfiffen" (Kunſtausdruck für denunziren). Direkt wurde nun allerdings nicht eingeſchritten — man wird eben gedacht haben, es lohne ſich nicht recht, da ja doch die Geſellſchaft nach und nach ſich auflöſte; — allein hintennach wurden Maßregeln gegen eine Wiederkehr derartiger juſtizverhöhnender Zuſtände

ergriffen. Der gemüthliche Stationsaufseher, der jedoch so unschuldig ist, wie ein neugeborenes Kind, indem jede Hausordnungswidrigkeit hinter seinem Rücken verübt worden war, wurde in einen anderen Flügel versetzt, und an seine Stelle ein strammer Instruktionsmensch beordert, der wie ein Argus alle Zellenthüren im Auge behält und für deren beständigen Verschluß sorgt. Auch der „Kalfaktor"-Posten wurde mit einem ganz unqualifizirbaren Individuum belegt, damit ja nichts mehr durch die Latten gehe. Alles dies konnte freilich nicht gänzlich verhüten, daß ich mich mit unerlaubten Subsistenzmitteln versah, doch machte es die Gelegenheiten seltener,

Der Direktor ließ gleichfalls merken, daß er sich wieder eine rauhere Seite angeschafft habe. Schon vor etlichen Monaten fiel mir an demselben ein sehr autokratisches Wesen auf. Während er früher mich rufen ließ, wenn er etwas zu beanstanden hatte, was seinem „Prinzip" in die Quere kam, um persönlich die betreffende Sache zu regeln, hat er seit einiger Zeit sich angewöhnt, förmliche Ukase zu erlassen, die man durch den Sekretär in der Expedition vorgelesen bekommt. Anfangs Januar zitirte mich jedoch der gestrenge Herr wieder einmal vor seine Schranken, um mir — deutsch gesagt — gepfefferte Grobheiten zu machen. Die Feiertage (Weihnachten und Neujahr) über war ich gerade nicht so glücklich, im Besitze von geschwärzten Waaren zu sein, Grund genug, mich gegen das „Prinzip" des Direktors, nach welchem der Mensch allhier jeglichen Genuß entbehren soll, neuerdings in Harnisch zu bringen. Von dieser meiner Stimmung machte ich nun gelegentlich in einem Briefe Mittheilung und schrieb unter Anderem: „Nach diesseitigen Grundsätzen ist der Gefangene kein Mensch, sondern nur ein zweibeiniges Strafobjekt, an welchem sich die nimmersatte Frau Justitia Tag für Tag gütlich thut". Ueber diesen Satz gerieth der Direktor so in Wuth, daß er die schärfsten Straf-Drohungen gegen mich ausstieß. Wenn so etwas noch einmal vorkomme, sagte er, dürfe ich nur alle 4 Wochen einen Brief schreiben und die sonstigen Begünstigungen müßten mir auch entzogen werden, nütze dies aber immer noch nichts, dann müsse auch weiter gegangen werden. Letztere Andeutung bezog sich auf den strengen Arrest! — Mit diesem ist der Direktor in jüngerer Zeit überhaupt recht freigebig gewesen. So mußte beispielsweise kürzlich der „Professor" auf drei Tage daran glauben. Derselbe hatte nämlich seine „vorläufige Entlassung" für das letzte Viertel seiner Strafe beantragt, war aber bei der Aufsichts-Kommision abgeblitzt und hatte ihr deshalb etliche Sottisen gesagt.

Die Kleinlichkeit des Anstaltsgewaltigen zeigte sich auch unlängst wieder einmal in Bezug auf die Lektüre. Ich hatte mir die „Neue Welt" verschrieben und wünschte deren Aushändigung; aber da war ich schön angekommen. Der Direktor las mir einen Abschnitt aus einem kleinen Artikel dieses Blattes vor, den ich für äußerst harmlos erachtete, — nicht so der Vorleser, welcher meinte, wenn er Staatsanwalt wäre, würde er kurios gegen derartige Artikel einschreiten, wenigstens wolle er es aber verhüten, daß solche „wilde Sachen" ins Gefängniß eingeführt werden. Wie aus einer Aeußerung zu entnehmen ist, die der Direktor

neulich gelegentlich eines Vortrags gethan hat, den er in einem Vereine hielt, hält er die gegenwärtige Gefängnißordnung überhaupt für viel zu human. Er sprach sich nämlich dahin aus, daß ein Strafvollzugs-Gesetz dringend nöthig sei, damit endlich strenger verfahren werden könnte; denn gegenwärtig sei rein nicht mehr durchzukommen. Wer jedoch so lange hier ist, wie ich, der kann nur sagen, daß er ganz erstaunt ist über die herrschende Disziplin der Gefangenen. Wenn viele Anzeigen trotz alledem vorkommen, so liegt dies lediglich daran, daß manche Aufseher durch bärbeißiges Benehmen oder lächerliche Befehle Widerspruch erregen, und daß der Besitz viel zu vieler Dinge verboten ist, als daß man nicht leicht versucht würde, selbige doch zu erwerben.

Unter meinen Augen sind ja selbst den politischen Gefangenen Sachen begegnet, die sicher zu Weitwendigkeiten geführt hätten, wenn nicht der Klügere stets über das Ungehörige hinweggegangen wäre. Als einmal Majunke einen Schritt weit auf einen „Rasen", d. h. auf einen Platz stieg, der ein Rasen sein könnte, wenn er nicht total verwahrlost worden wäre, um ein Baumblatt aufzuheben, da schnarrte uns ein Geräusch in die Ohren, als hätte Jemand ein paar Mal durch ein altes Ofenrohr getutet. Wir sahen uns nach der Seite um, von wo der Ton kam, und erblickten einen heftig gestikulirenden Aufseher. M. fragte den Mann im tiefsten Piano, was sein Wunsch sei; die Antwort bestand in neuem Ofenrohr-Gerassel, aus welchem diesmal entnommen werden konnte, daß der „Rasen" nicht betreten werden darf. Ein anderer Gefangener hätte nun vielleicht gesagt: „Ach, das schadet ja nichts" oder ähnlich — dies hätte aber eine Anzeige nebst Bestrafung nach sich gezogen und die Ziffer der Widersetzlichkeits-Statistik erhöht. Erst vor etlichen Tagen hat sich ein solcher Fall abgespielt. Im Lazareth befindet sich ein junger Kaufmann (Gefangener), welcher gegenwärtig als Schreiber des Arztes fungirt. Dieser Mensch kennt mich als ständige Kundschaft, weil ich ja alle 4 Wochen um Erneuerung der „Mittelkost" einkommen muß; und daher grüßt er mich, wenn er mich sieht, und macht wohl auch hie und da eine Bemerkung übers Wetter ꝛc., so auch neulich, als er zufällig unter der Thüre des Lazareths stand, während ich im Hofe pilgerte. Da hatte nun gerade ein recht mißvergnügter Aufseher Hofdienst. Sogleich eilte derselbe herbei, verwies dem Schreiber das Sprechen und drängelte ihn zur Thür hinein. Der mochte das Verfahren für Spaß gehalten haben, weil es in der That ernsthaft nicht recht verständlich war, und machte einige scherzhafte Einwürfe. Der Aufseher aber verstand keinen Spaß, sondern machte sofort eine Anzeige, welcher die Bestrafung (eine Nacht strenger Arrest) auf dem Fuße folgte. Unmittelbar nach dem Rencontre mit dem armen Lazarethschreiber war der fragliche Beamte im Hochgefühle seiner aufsehenden Würde auch an mich herangetreten, um mir zu sagen: „Sie müssen mit Niemandem sprechen; es ist strengstens untersagt!" Hätte ich nun hierauf etwas entgegnet, anstatt den Mann gänzlich unbeachtet stehen zu lassen und meiner Wege zu gehen, so hätte er mich gewiß auch angezeigt.

Einmal verdankte ich es überhaupt nur einer Verwechselung des

Namens, daß ich nicht angezeigt wurde. Eines Tages, als es regnerischer Witterung halber unthunlich war, in der Mitte des Hofes zu promeniren, zumal allhier, wie stets bei Regenwetter, der schlechte Grund kein sicheres Auftreten erlaubte, begab ich mich gemeinsam mit dem Parteigenossen Klinkhardt unter das vorstehende Dach einer Baracke, um hier im Trockenen zu promeniren. Kaum waren aber etliche Schritte gemacht, so befahl uns der den Hof bewachende Aufseher mit schroffen Worten, die angenehme Position zu verlassen und wieder in den Sumpf zurückzutreten. Das erschien mir denn doch geradezu als Frechheit, weshalb ich dem Befehle nicht nur nicht nachkam, sondern mit einer Beschwerde drohte. Darob grobes Gepoltere; und wir mußten wohl oder übel der brutalen Gewalt weichen. Damit war es jedoch keineswegs abgethan; denn der kühne Sieger rapportirte den Vorfall schriftlich — vier Folio-Seiten wurden mit der Meldung angefüllt —; und etliche Tage später wurde Klinkhardt, der irrthümlicher Weise als Uebelthäter angegeben war, vor den Direktor zitirt, wo sich nun der wahre Sachverhalt aufklärte und in Lächerlichkeit auflöste. Der zuletzt erwähnte Aufseher spielt überhaupt eine höchst komische Rolle. In der ersten Zeit seines Hierseins , (er ist erst seit einem halben Jahre der Kaserne entronnen) spektakulirte er im Hause herum, daß man an seiner Zurechnungsfähigkeit stark zweifelte; nach und nach scheint man ihn etwas zurecht gestutzt zu haben, weil das Geschrei einigermaßen nachgelassen hat; allein Extravaganzen von der oben angedeuteten Art läßt er sich noch oft zu Schulden kommen, wiewohl denselben mitunter auch heitere Seiten abgewonnen werden können, so daß man sie schon der Abwechselung halber nicht ungerne sieht. Hier sei nur ein Beispiel für viele erwähnt. Kapell und ich, wir standen einmal bei abscheulichem Wetter unter einem Thorbogen — gleich kam der diensteifrige Mann angerückt und verbot uns, an der besagten Stelle zu verweilen, weil er uns dort von seinem Posten aus nicht „übersehen" könne. Obgleich wir nun wußten, daß kein Befehl existirt, wonach wir zu „übersehen" sind, kam uns die Geschichte doch zu komisch vor, als daß wir anders als heiter hätten bewegt sein können. Wir ersuchten den Uebersichtbedürftigen, kaum das Lachen verhaltend, uns einen Standpunkt anzuweisen, wo wir nicht naß würden und doch in seinem Gesichtskreise seien; denn wir wollten wenigstens frische Luft schnappen, wenn auch kein Spazierengehen thunlich war. Da zeigte uns auch in der That der dienstbeflissene Geist einen trockenen Winkel; und als wir daselbst Aufstellung nahmen, stellte er sich in einiger Entfernung davor und betrachtete uns höchst aufmerksam! Solche und ähnliche Faxen sind es also, die zur Störung der Disziplin beitragen, nicht die Bosheit der Gefangenen. Man weiß ja, welche herrlichen Blüthen die Korporalokratie in den Kasernen treibt: um wie viel mehr muß sie daher in Gefängnissen üppig in die Halme schießen. Dabei muß man nie vergessen, daß hunderterlei Dinge den Gefangenen weit reizbarer stimmen, als jeden anderen Menschen. Man denke sich z. B. einen unschuldig Verurtheilten — und ich habe deren in manchem Gefängnisse kennen gelernt —; kann ein solcher Mensch zurechnungsfähig sein? Muß nicht

vielmehr das beständige verzweiflungsvolle Grübeln denselben verrückt machen? Andere drückt wieder die Sorge um die Zukunft, noch Andere das traurige Geschick der Familien zu Boden. Und die Trübseligkeit wird durch zufälligen Verdruß, wie er hier leicht vorkommt, selbstverständlich nicht gemindert. Bald steht ein Gefangener stundenlang im Regen oder Schnee vor irgend einer Thüre, bis sich Jemand bequemt, ihm zu öffnen; und wehe ihm, wenn er die Geduld verliert und dies durch Klopfen u. s. w. bekundet! Bald setzt es einen Wortwechsel mit einem ausbeutungslustigen Werkmeister; bald kommt mit einem Wort Dies, bald Jenes vor, was leicht das Gefäß der disziplinären Knechtsseligkeit so mit Galle füllt, daß vielleicht ein einziger weiterer Tropfen, den etwa noch der Aufseher hineinwirft, genügt, um es zum Ueberlaufen zu bringen. Würde man sich daran gewöhnen, einen Verbrecher ähnlich wie einen Kranken zu behandeln, was schon deshalb geboten erscheinen sollte, weil kein Verbrechen ohne Annahme krankhafter Verhältnisse, wie sie obendrein meist in den jeweiligen gesellschaftlichen Zuständen wurzeln, hinlänglich erklärt werden kann, — würde man den Strafvollzug nicht vornehmlich als Züchtigung auffassen, neben welcher die Besserung nur so beiläufig und gänzlich verkehrter, weil *muckeriger* Weise betrieben wird, so könnte man wohl eine Disziplin entbehren, die lediglich zur Schuhriegelei der Gefangenen zu dienen scheint. Einzelne diesbezügliche Andeutungen, wie sie da und dort unter meinen Aufzeichnungen vorkommen, wie das häufige Frontmachen, das feierliche Marschiren zum Kloset u. s w., dürften meine Ansicht nur bestätigen. Wo es sich aber um die Bestrafung von Dingen handelt, die *keine* Verbrechen sind, wo vielmehr einfach die momentan herrschende Gewalt den politischen Gegner „abthut", da wird es unerträglich, wenn der moderne Folterer disziplíniren und schulmeistern will. Fällt Derartiges vor, so muß die schonungsloseste Brandmarkung des betreffenden „Prinzips" bei jeder sich darbietenden Gelegenheit erfolgen.

Es ist nicht zu leugnen, daß in den letzten zwei Jahren — namentlich auf meine Veranlassung hin — im deutschen Reichstag wie im preußischen Landtag energisch auf eine zeitgemäße Regelung des Strafvollzugs, insbesondere auf die Schöpfung geeigneter Bestimmungen über die Behandlung politischer Gefangener gedrungen wurde; und Jeder, den die Gegenwart nicht bereits zum schwärzesten Pessimisten gemacht hat, wird eine baldige Lösung der Frage im zufriedenstellenden Sinne erwartet haben; allein dies waren Illusionen. Unterm 19. d. M. erließen die Minister der Justiz und des Innern gemeinsam für alle Gefängnisse Preußens eine Verordnung über den Strafvollzug, die einen Schrei der Entrüstung im Landtag, wie in der Presse wachgerufen hat. Nur der Fortschrittler *Windthorst* (Bielefeld) besaß den traurigen Muth, der Monstrosität seinen Beifall zu zollen. Alles, was hier paragraphirt wurde, *war bis ins Kleinste bereits seit Jahr und Tag im hiesigen Gefängniß Praxis*. Während die Landtags- und Reichstagsabgeordneten darauf drangen, daß die Zustände im Gefängniß am Plötzensee für politische Gefangene leidlich gemacht

werden, geht gerade im Gegentheil die preußische Regierung her, und macht das, was im gedachten Gefängniß bisher Brauch war, zur gültigen Norm für ganz Preußen, und dahinter taucht schon ein Reichsgesetz auf, das nach gleicher Façon gearbeitet ist. Das nennt man Konstitutionalismus!

XI.

Ein Rundgang durchs „rothe Schloß".

Den 20. März 1876.

Es wird Zeit, daß ich einmal meiner Staatsbehausung im Großen und Ganzen die nöthige Aufmerksamkeit widme; auch ist es gegenwärtig hier so langweilig, wie möglich, und Neues kommt gar nicht vor. Der Ausdruck „rothes Schloß" entstammt dem Gaunerlexikon, bildet jedoch nur eine Variation des allgemein gebräuchlichen „Strafpalast", doch ist erstere Bezeichnung präziser. Denn wenn man sich die eisernen Gitter vor den Fenstern fortdenkt, gleicht das hiesige Gefängniß, besonders wenn dessen vordere Seite aus einiger Entfernung ins Auge gefaßt wird, allerdings einem Schloß und zwar einem sehr ausgedehnten. Und mit der Farbe hat es auch seine Richtigkeit, weil sämmtliche Mauern der Gebäude aus gebrannten rothen Ziegeln hergestellt und ohne Anwurf geblieben sind. Wenn für ein Gefängniß der Ausdruck imposant erlaubt ist, so darf er füglich für den Totaleindruck, den das Ganze ohne Zweifel auf jeden Fremden macht, angewendet werden. Ja, ich glaube Fourier würde, wenn er das Ding sehen könnte, im ersten Augenblicke wähnen, er habe es mit einem, im Einzelnen etwas mißglückten Phalanstere zu thun; ich wenigstens dachte unwillkürlich an ein solches, als ich mich hier zum ersten Male umsah, und schrieb auch alsbald an einen Freund, daß hier eine Parodie auf den Sozialismus aufgeführt werde; und als mich einmal Liebknecht besuchte, kam er auf den nämlichen Gedanken. Unter solchen Umständen steht auch zu erwarten, daß die Miniatur-Ausgabe der Anstalt, an welcher gegenwärtig mehrere Gefangene arbeiten, und die, den bis jetzt fertig gewordenen Theilen nach zu schließen, höchst sauber und genau nach verkleinertem Maßstab in Holz gearbeitet und dem Originale entsprechend gemalt wird, auf der internationalen Ausstellung humanitärer (!) Institutionen, welche demnächst zu Brüssel stattfindet, und für die das Modell hauptsächlich angefertigt wird, großen Effekt erzielt. Schon die Abbildungen der Anstalt, welche indeß, nebenbei bemerkt, in einzelnen, allerdings mehr oder weniger unwesentlichen Dingen falsch sind, erregen allgemeines Staunen. Die Herstellungskosten des Gefängnisses betragen aber auch die Summe von 6,413,884 Mark und 75 Pfennigen; für-

wahr, um solches Geld kann man schon Etwas bauen, zumal auf ärarischem Boden, den man umsonst hat. Man hätte bei einer Ausgabe von $6^1/_2$ Millionen sogar füglich die Fehler, welche ich zu verzeichnen haben werde, vermeiden können. Andererseits läßt sich Unsereiner mit pompösen Aeußerlichkeiten, die doch nur den einen Zweck haben können, das deutsche Nationalzuchthaus „würdig" zu repräsentiren, nicht Sand in die Augen streuen. In Summa Summarum ist und bleibt das herrliche „Muster"-Gefängniß am Plötzensee für mich ein Zwinguri, eine moderne Bastille, zumal so lange politische Gefangene hier zu schmachten haben, sie ihre geistige und leibliche Nahrung sich nach Gutdünken rationiren lassen und sonst noch Vieles ertragen müssen. Doch nun zur Besichtigung!

Der Haupteingang führt mitten durch ein kleines Häuschen, das sozusagen zwischen die Mauern geschoben ist, und das oben die Wohnung des Portiers und unten rechts die Wachtstube, links eine kleine Schule für Beamtenkinder enthält. Hat man dieses Thor passirt, so tritt man in einen hufeisenförmig angelegten, wohlgepflegten Hof ein, welcher mit einem mehrarmigen Gaskandelaber in der Mitte und hübschen, von Gesträuchen umgebenen Rasen und Blumenbeeten geschmückt ist. Durchschreitet man diesen Vorplatz in gerader Linie, so gelangt man durch eine kleine gewölbte Halle über mehrere steinerne Stufen ins Verwaltungsgebäude, welches die Form einer Kirche hat und rückwärts zwei gothische Thürme zweifelhaften Stils aufweist. Dieser Trakt erstreckt sich der Länge nach weit ins Innere des sogenannten „Zentralhofes", eines großen, gepflasterten und mit mäßigen Anlagen versehenen freien Platzes, der die ganze Anstalt so ziemlich in zwei gleiche Theile spaltet. Im Souterrain befinden sich einige Gefängnisse für „Zu- und Abgänger" und andere Lokalitäten von untergeordneter Bedeutung. Das Halbparterre ist durch Büreaux für die Oberbeamten ausgefüllt. Ein schmaler Gang läuft mitten durch, rechts und links liest man an den Thüren auf Porzellanschildchen: Polizei-Inspektor, Prediger, Expedition, Direktor, Oekonomie-Inspektor, Rendant, Ingenieur, Ober-Inspektor und Arbeits-Inspektor. Die Büreaux des Polizei-, des Arbeits- und des Oekonomie-Inspektors sind einfensterig, die der übrigen Beamten zweifensterig. Alle Fenster münden ins Innere der Anstalts Höfe und bieten daher nur die Aussicht auf Gefängnißzellen, welche höchstens die eine Annehmlichkeit haben kann, daß sie es erleichtert, die Gefangenen, welche wider die Hausordnung dadurch sündigen, daß sie zum Fenster emporklettern, auf frischer That zu ertappen — falls dies überhaupt eine Annehmlichkeit ist. Gleich neben dem Eingangsthore des Verwaltungsgebäudes ist rechts das Sprech-, links das Portier-Zimmer angebracht. Alle diese Lokalitäten stehen durch Sprach- und Pfeifröhren mit einander in Verbindung. Der Gang ist gewöhnlich mit langen Reihen Gefangener besetzt, die theils „Zu-", theils „Abgänger", theils solche sind, die sich zu irgend einem Beamten gemeldet haben. Ein Stockwerk höher befindet sich vorn heraus die Schule, nach rückwärts die Kirche. Letztere wird durch sechs ungeheure Bogenfenster erhellt, ist aber für die zwangsweise erzeugten Bedürfnisse

viel zu klein. Sonntags findet nicht weniger als 3 Mal sogenannter Gottesdienst statt, einer für die Beamtenfamilien und zwei für die protestantischen Gefangenen, welche nicht alle auf einmal untergebracht werden können. An den Mittwochen müssen die jüngeren Leute und wer sonst noch „gebessert" werden soll, eine Bibelstunde aushalten. Von besonderen Erfolgen dieser anstrengenden Ausstreuung der „Gottesfurcht und frommen Sitte" hört man nichts. Selbst die Traktätchen, welche nebenher vertheilt werden, und von denen übrigens behauptet wird, daß sie ihr Format zu allerlei Zwecken verwendbar mache, vermögen das Berliner Louisthum nicht pietistisch anzuhauchen. Höchstens spielt der Eine oder der Andere eine Zeit lang den Heuchler, um sich die Prediger günstig zu stimmen, oder auch, um dieselben zum Besten zu halten. Die katholischen Gefangenen werden in kirchlicher Hinsicht weniger strapazirt, indem nur alle 14 Tage eine Predigt gehalten und eine Messe gelesen wird, wobei die gleiche Kirche in Verwendung kommt, welche dem Protestantismus zur Operationsbasis dient. Deshalb hört man aber niemals klagen daß des Guten zu wenig geschähe. Für die Juden ist wiederum ganz reichlich gesorgt. Während die Katholiken nur durch einen Hülfsgeistlichen, der alle 14 Tage auf 24 Stunden aus der Stadt hierher kommt, das Gnadenbrod gespendet bekommen, haben die Kinder Israels, die hier immer in stattlicher Anzahl vertreten sind, einen eigenen ständigen Rabbiner und ein eigenes Tempel-Lokal. Ueberhaupt geht es den Juden hier besser, als allen anderen Gefangenen. Erstens brauchen sie Sonnabends nicht zu arbeiten und können den Sonntag dennoch feiern, weil eben an Sonntagen hier die Arbeit allgemein ruht; und zweitens ist ihnen erlaubt, an hohen Festtagen *selbst zu kochen*, zu welchem Behufe eine eigene Judenküche eingerichtet wurde. Die Stoffe liefert die jüdische Gemeinde Berlins sehr reichlich, so daß geschmort und gebraten werden kann nach Herzenslust.

Rechts und links vom Verwaltungsgebäude dehnen sich die beiden Hauptflügel in mächtigen Fronten aus. In jedem derselben können bequem ca. 400 Gefangene untergebracht werden. In dem nur zur Hälfte unterirdisch gelegenen Souterrain (das Grundwasser erlaubt keine tiefere Anlage) befinden sich Heizöfen, Badestuben, Magazine, Disziplinararrestzellen, einige kleine Werkstellen und Aehnliches mehr. Das Halbparterre enthält eine Abtheilung Arbeitslokalitäten für die als Schreiber beschäftigten Gefangenen, einige sonstige Werkstuben von geringerer Ausdehnung, die Bibliothek (für ein Gefängniß ziemlich reichhaltig) u. s. w. In der Hauptsache ist jedoch das ganze Stockwerk in Schlafzellen von verschiedener Größe, für 3, 6, 8, 12 und mehr Gefangene eingetheilt. Dasselbe ist bei der darüber befindlichen Etage der Fall. Und der oberste Stock enthält Schlafsäle für 20, 30, 40 und mehr Personen. Bei diesen Schlafsälen hat man ein ganz eigenthümliches System angewendet. Für jeden Einzelnen ist da nämlich ein Holzverschlag angebracht, der höchstens um $^1/_2$ Meter länger und breiter ist, als die darin befindliche Bettstelle, während seine Höhe wenig mehr als 2 Meter betragen dürfte. Oben und vorn sind ganz enge Drahtgitter befestigt. Je 10 solcher Käfige sind dicht an einander gereiht,

während eine weitere Partie etwa 1 Meter weit davon absteht und mithin einen schmalen Gang offen läßt. In diese Menschenbauer werden die einzelnen Gefangenen Nachts über eingeschlossen. Es ist entsetzlich! Man will auf solche Weise die Verübung von Päderastie und anderen Unsittlichkeiten, wie sie in fast allen Gefängnissen in grauenvollem Maßstabe betrieben werden, verhindern, erreicht aber diesen Zweck nicht immer, indem es gar nicht zu den Seltenheiten gehört, daß das Drahtgeflecht durchbrochen wird! — Da nun diese Käfige keinen Durchzug haben, so herrscht selbst am Tage, wo sie leer stehen, in den Schlafsälen eine ekelhafte Atmosphäre, ein Uebel, welches ohne Zweifel weit geringfügiger sein würde, wenn die Fenster nicht von höchst unpraktischer Konstruktion wären. Dieselben sind nämlich ungemein groß, aber sie können im Ganzen gar nicht geöffnet werden, vielmehr sind nur einzelne Scheiben von der Größe eines Quadratfußes zum Auf- und Zumachen eingerichtet.

Von jedem dieser beiden Hauptflügel aus zweigt sich nach der rückwärtigen Seite hin, ungefähr in der Mitte, je ein Isolirflügel ab. Jeder derselben enthält in 4 Etagen zusammen 60 Zellen, deren Beschaffenheit ich schon früher kennzeichnete. Das Isolirsystem, welches hier in Anwendung kommt, ist indessen nicht extremer Art, indem die Gefangenen gemeinsam spazieren gehen. Nur die sogenannten „Strengisolirten", die wegen irgend welcher Disziplinarvergehen oder dergleichen in diese Kategorie versetzten Gefangenen, promeniren per Gänsemarsch, den ich Anfangs ja auch mitmachen mußte.

Kehrt man von den Isolirflügeln in die Hauptflügel und von da ins Verwaltungsgebäude zurück, und durchschreitet man dasselbe der Länge nach, um es rückwärts zu verlassen, so gelangt man in den „Zentralhof". Am Ende dieses großen Platzes, vis-à-vis dem Verwaltungs-Gebäude, befindet sich der technische Betrieb, eine förmliche Fabrik. Man unterscheidet da, dicht neben einander gruppirt, eine Gasanstalt, ein Pumpwerk, welches die Abzugskanäle ihres Inhalts entledigt, resp. denselben dem unweit gelegenen Berieselungsfelde (das man verpachtet hat, anstatt es für Anstaltszwecke zu bebauen) zuführt, endlich einen ziemlich hohen, höchst geschmacklos, in der Form eines riesigen Taubenschlags, dem ein großer Leuchter zur Gipfelzierde dient, angelegten Wasserthurm, wo sich das Reservoir der Wasserleitung befindet. Um diese Wasserleitung ist es eine schöne Sache — nur schade, daß sie jeden Augenblick reparirt werden muß! —

Wendet man beim „Betrieb" um und geht rechts, so kommt man zur Küche, welche ein großartiges Institut ist, mit einer stattlichen Anzahl kupferner, für Dampfkocherei berechneter Kessel. Was hier zusammengebraut wird, mögen folgende Zahlen lehren. Im Jahre 1875 wurden verbraucht: 9319 Kilogramm Gerstenmehl, 12,622 K. Roggenmehl, 8287 K. Hafergrütze, 7873 K. Buchweizengrütze, 2890 K. Graupen, 4358 K. Reis, 14,466 K. Erbsen, 9799 K. Linsen, 10,346 K. Bohnen, 31,986 K. Kartoffel, 8305 K. Mohrrüben, 1546 K. Kohlrüben, 2167 K. Kohlrabi, 3352 K, Weißkohl, 4193 K. Sauerkohl, 669 K. Kaffee, 20,176 Liter Milch, 87 K. Cichorien. An Fleischwaaren (trotzdem der

einzelne Gefangene eigentlich nur Fäserchen zu sehen bekommt, weil eben bei 1000—1100 Mann die Vertheilung sehr zerkleinert) verwendete man: 9824 K. Rindfleisch, 1135 K. Schweinefleisch und 754 K. Speck; mithin traf auf den Kopf fürs ganze Jahr, rund gerechnet, ein Quantum von 12 Kilogramm oder per Woche ungefähr ein halbes Pfund. Zum Anfetten der Speisen gingen darauf: 3883 K. Butter, 3396 K. Schmalz und 240 K. Talg. An Gewürzen u. s. w. wurden verwendet: 13,214 K. Salz, 34 K. Majoran, 23 K. Pfeffer, 7003 Liter Essig und für 1686 Mark und 95 Pfennige Grünes. Auch das Brod findet seine Austheilung von der Küche aus; und es passirten dieselbe in besagtem Jahre 191,733 K. Brod, während außerdem noch 4732 K. Semmel ausgegeben wurden. Nach den einzelnen Stationen wird das Essen in blechernen Kesseln befördert, die von der Größe einer mittelmäßigen Biertonne sind, und deren etwa 50 Stück sich im Gebrauche befinden. Ich habe schon früher bemerkt daß alle Speisen ganz dünn gekocht sind, so daß sie lebhaft an den Urbrei erinnern. Und wer die großen Quantitäten, welche vermuthlich das ersetzen sollen, was an der Qualität abgeht, vollständig vertilgt, der muß schon einen Sack im Leibe hängen haben und keinen Magen. Es sollen indeß Individuen existiren, die sogar zwei und noch mehr Portionen verspeisen. Gar zu viele solcher Schling-Künstler dürften aber doch nicht vorkommen, sonst wäre es unerklärlich, daß täglich ganze Wagenfuhren voll stehengelassener Suppen von einem Oekonomen, der die Abgängsel gepachtet hat und dessen Vieh davon recht fett werden soll, weggeführt werden. Man hat mir zwar versichert, daß die Kost, welche das Militär erhalte, nicht besser sei, als diejenige, welche hier den Gefangenen verabreicht wird; aber dies scheint mir denn doch kaum denkbar zu sein, obwohl es eine allbekannte Thatsache ist, daß manche Soldaten, die nicht von Hause aus unterstützt werden oder sich bei Köchinnen durchschmarotzen, Hunger leiden. Wie dem nun immer sein mag: ich halte die hiesige Kost *nicht* für geeignet, einen zivilisirten Menschen normal zu ernähren. Ich z. B. wäre sicherlich dabei längst umgekommen, wenn ich nichts-Anderes sonst noch bekommen und außerdem per Schmuggel mir besorgt hätte. Das Gros der Gefangenen ist allerdings wenig von der Kultur beleckt, lebt, wenn frei, zwischen Thiergarten und Schnapsspelunken, gleicht dem gehetzten Wilde und würde vielleicht gar nicht mehr zum Hause heraus wollen, wenn die Kost besser wäre. Aber selbst diesen armen, verwahrlosten Geschöpfen setzt das hiesige Essen hart zu. Man muß nur die Leute, welche *längere* Zeit hier sind, betrachten, alle haben sie Gesichter wie mit Asche bestäubt. Daß trotz alledem der Krankenstand ein verhältnißmäßig geringer ist, rührt daher, daß die große Mehrheit der hiesigen Gefangenen nur *kürzere* Strafen zu verbüßen hat, daß die Luft rein ist, und daß bei ernstlicherer Erkrankung in der Regel Beurlaubung eintritt. Doch genug vom Essen!

Gegenüber der Küche liegt die Waschküche, äußerlich der Ersteren zum Verwechseln ähnlich sehend. Dieses Gebäude umschließt im Erdgeschosse einen großen Waschraum, wo der Dampf aus dem benachbarten „Betriebe" seine Kraft erprobt. Daneben sind Lokalitäten zum Man-

geln und Flicken der Wäsche und Kleidung. Im ersten Stock befinden sich die Magazine und das Büreau des „Hausvaters", der sämmtliche Kleider, Bett- und Leibwäsche, wie überhaupt alle Mobilien des Hauses in Obacht zu nehmen hat. Er kann es natürlich nicht verhindern, daß viele dieser Gegenstände rasch verbraucht oder vielmehr ruinirt werden, aber er muß wenigstens deren Verbleib nachweisen. Ein schwieriger Posten!

Hinter der Küche und hinter der Waschküche befindet sich je ein geräumiger Hof, worin große Baracken-Arbeitsplätze für je 200 Mann angelegt sind. Dann kommt abermals rechts und links je ein großer Hof, woran sich wiederum auf der einen Seite das Lazareth und auf der andern Seite das Gefängniß für die Jugend anschließt. Das Lazareth ist so groß, daß jede Stadt mit 10,000 Einwohnern froh sein könnte, wenn sie ein solches besäße. Wozu jedoch ein solch riesiges Krankenhaus angelegt wurde, ist nicht recht begreiflich, indem sich durchschnittlich höchstens 25—30 Patienten darin befinden, die sammt und sonders im Hochparterre untergebracht sind. Außer den Kranken sind hier auch die Invaliden und Blödsinnigen einquartirt — lauter Leute, die offenbar nur ihre grenzenlose Noth oder ihre Unzurechnungsfähigkeit zu Thaten verleitete, welche sie ins Gefängniß brachten. Ist aber wohl eine Gesellschaft noch existenzberechtigt, die ihre altersschwachen, gebrechlichen und geistig gestörten Mitglieder erst erbarmungslos im Elend verkommen läßt und sie dann, wenn sie in der Verzweiflung zur unerlaubten Selbsthülfe greifen, in ein Gefängniß schaffen läßt, nach verbüßter Strafe aber neuerdings hinausschleudert auf die Straße des wüsten Kampfes ums Dasein, wo jeder reiche Lotterbube blasirt, ja hohnlachend am Unglück vorübereilt?! O, wie manchmal ballten sich meine Fäuste krampfhaft zusammen, wenn ich die armen Invaliden in der Züchtlingsjacke, vollständig gebrochen vom Alter und Elend, schlotternden Ganges im Hofe umherwanken sah! Ach, wenn der Direktor wüßte, wie mich der Anblick dieser Leute, dieser lebendigen Anklage der heutigen Gesellschaft, „aufreizt", — er würde sie gewiß schleunigst der Begnadigung und Unterbringung in einer Versorgungsanstalt empfehlen — — ach nein! er ließe sie nur irgendwo spazieren gehen, wo ich ihnen nicht mehr begegnen könnte. — Ferner beherbergt das Lazareth noch etwa hundert Gefangene gewöhnlicher Art. Einige davon sind Feldarbeiter, die Meisten aber unbeschäftigt. Die Krise macht sich nämlich auch hier geltend, so zwar, daß man kurzzeitige Gefangene nicht einmal mehr umsonst beschäftigen will. Bis vor Kurzem bewohnten endlich auch noch die jugendlichen Gefangenen — die 12—18 jährigen Personen — das Lazareth; jetzt ist für dieselben ein eigenes Haus eingerichtet worden, von welchem sogleich zu reden sein wird. Hinter dem Lazareth wird gegenwärtig ein großer „Park" angelegt. Ob derselbe dem entsprechen wird, was von ihm bisjetzt verlautete, ob es nämlich ein ordentlicher Garten wird, das muß noch abgewartet werden. Nothwendig wäre es aber schon, daß wenigstens ein vernünftiger Platz zu Spaziergängen hergerichtet wird; denn mit Ausnahme des „Zentralhofs" und des Vorplatzes vor dem Verwaltungsgebäude, welche jedoch beide nicht zu Spazier-

gängen verwendet werden, sieht es mit den Höfen äußerst wüst aus. Bei trocknem Wetter mag's noch gehen; aber sobald nasse Witterung eintritt, werden die Höfe zu Sumpftümpeln. Ich dächte doch, es könne auf etliche Fuhren Kies nicht mehr ankommen, wenn einmal ein Gefängniß $6^1/_2$ Millionen kostet; und die Arbeitskräfte kann man ja billig genug, d. h. eigentlich umsonst haben! Anstatt aber in dieser Beziehung das Allernothwendigste besorgen zu lassen, läßt man sogar das wenige Gute, was an den Höfen ist, verwahrlosen. So sind da und dort Rasen und Sträucher angelegt worden, aber deren Pflege ist derartig, daß in wenigen Jahren kaum noch etwas davon zu sehen sein wird.

Das „Gefängniß für die Jugendlichen" ist ganz für sich bestehend, indem es durch Mauern auf allen Seiten umgrenzt ist. Hier ist das Zellensystem in des Wortes scheußlichster Bedeutung eingeführt. Das Gebäude besitzt eigene Schule und Kirche, wo die Gefangenen in lauter hölzernen Kästchen sitzen, so daß Einer den Andern nicht sehen kann, während der Lehrer oder der Prediger Jeden vor Augen hat. Das reine Possenspiel! Tritt ein Gefangener aus der Zelle, so hat er eine Mütze mit langem, herabhängendem Schirm, in welchem zwei Löcher für die Augen sich befinden, aufzusetzen und seine Nummer an die Jacke zu stecken. Denn Keiner wird mehr bei seinem Namen, Jeder nur bei seiner Nummer aufgerufen. Der Spazierhof ist in lauter schmale Gänge durch Mauern eingetheilt, die fächerartig in einem Punkte ausmünden. In jeden Gang wird ein Gefangener gebracht, und von einem Thürmchen aus, das an besagtem Knotenpunkte steht, beobachtet der Aufseher die ganze traurige Gesellschaft. Dieses System soll den Verkehr der Gefangenen und damit die schlechte Beeinflussung hintanhalten. Man bedenkt aber nicht, daß ein Mensch durch solche Einschachtelung zum Idioten gemacht werden muß und demnach erst recht unfähig zur Besserung ist. Zudem ist bereits ziffermäßig konstatirt worden, daß die Rückfälligen unter denen, die Zellenhaft überstanden haben, ebenso zahlreich sind, wie unter den aus gemeinsamer Haft Entlassenen. Es ist ja überhaupt für einen bestraften Menschen so unendlich schwierig, ein Unterkommen zu finden. Eltern, Verwandte, Freunde — Alle, Alle ziehen gewöhnlich die Hand zurück von dem, der einmal „gesessen" hat. Und erfährt der Arbeitgeber oder der Wirth die voraufgegangene Bestrafung, so stößt er den Unglücklichen hinaus wie ein räudiges Schaf. So *muß* der Mensch „unverbesserlich" werden; und die theoretischen Kunststückchen, welche man im Zellensystem verwirklichen will, sind unnütze Plagen, Experimente, die bald genug aufhören werden, schon weil die Zellengefängnisse äußerst kostspielig sind. Das Einzige, was man thun kann und thun muß, das ist die Vornahme einer vernünftigen *Sortirung* der Gefangenen. Man lege die Leute kategorienweise in kleineren Lokalitäten zusammen, bewache sie ordentlich, stelle mehr Lehrer und weniger Pfaffen an, die einmal mit ihren Muckereien keinen Anklang finden, und *vor Allem*! man errichte Institutionen, durch welche den Entlassenen ein Unterkommen verschafft wird. Die Vereine für entlassene Sträflinge, wie sie da und dort bestehen, eignen sich

zum letzteren Zwecke gewöhnlich schlecht; es steckt auch hier zu viel Muckerei dahinter, als daß von einer erklecklichen Wirksamkeit die Rede sein könnte. Uebrigens gehört das ganze Verbrecherthum zu den traurigen Früchten unserer gesellschaftlichen Zustände und wird erst dann verschwinden, wenn diese abgethan sind. Wer daher dem Verbrecherwesen an die Wurzel gehen will, der muß die Axt an die heutige Gesellschaft legen, denn diese ist die Mutter der Verbrechen.

Vom Hauptgebäude an gerechnet, noch weiter rückwärts, als das Gefängniß für die Jugend, geht ein ganz großes Isolirhaus für etwa 300 Mann seiner Vollendung entgegen. Hier sollen theils Erstmalige, theils Unverbesserliche untergebracht werden, die Einen, um sie vor Verleitung zu weiteren Verbrechen zu bewahren, die Anderen, um sie von der Ausübung üblen Einflusses abzuhalten. Die Einzelnheiten entsprechen genau jenen des Jugend-Gefängnisses. Was ich daher dort kritisirte, gehört auch hieher.

Noch sind zwei große Höfe zu erwähnen, die durch die Mauern gebildet werden, welche sich in einiger Entfernung von den beiden Hauptflügeln, diesen parallel, hinziehen. Hier befinden sich wiederum Baracken-Arbeitsplätze für je 200 Mann. Da an den Wochentagen auch in den Baracken gespeist wird, so müssen die Gefangenen ihre Eßgeschirre am Sonnabend Abend mit nach den Schlafstätten nehmen; die Dütenkleber und einige sonst sitzend Beschäftigte haben auch ihre Schemel hin- und herzuschleppen. Da sieht es denn immer gar schnurrig aus, wenn die Kolonnen mit Sack und Pack aufmarschiren und vor dem Einrücken auf dem Hofe die obligate Front bilden, an welcher dann der Aufseher wie ein Feldmarschall hinabschreitet, Jeden musternd. Und wehe, wenn das Unteroffiziersauge durch unstramme Stellungen beleidigt wird. Welche Rüffel!

Außerhalb der Umfassungsmauern befinden sich auf zwei Seiten die Wohnhäuser für die sämmtlichen Beamten; wie es scheint, sind dieselben geräumig und allen Bedürfnissen entsprechend. Angenehm dürfte jedoch der Aufenthalt immerhin in der Rothen-Schloß-Kolonie nicht sein, weil dieselbe so weit von der Stadt abliegt, daß sich der Verkehr mit und in derselben nur mit Beschwerlichkeit bewerkstelligen läßt. Für die Unverheiratheten muß die Langweiligkeit oft geradezu unausstehlich sein. Der Direktor freilich hat Pferde und Wagen und einen Kutscher zur Verfügung, so daß es noch eher gehen mag; immerhin dürfte indeß auch für diesen das isolirte Wohnen manches Unangenehme haben. Die Leutchen müssen sich eben mit den Strafvollzugs-Beamten früherer Jahrhunderte trösten; denn selbige waren noch schlimmer daran, indem sie nicht nur an entlegenen Orten wohnen mußten, sondern auch von Jedermann gemieden wurden. Seitdem beim Strafvollzuge die blutigen Aeußerlichkeiten abgeschafft sind, und seitdem die Tortur mehr inwendig — im Magen, an den Nerven u. s. w. — angewendet wird, hat sich ja das Umgangs-Verhältniß einigermaßen gebessert. Werden einmal die Magen-Kneipereien auch bei Seite gelassen, dann wird auch der gesellige Verkehr mit den Straf-Exekutoren weitere Fortschritte machen.

XII.

Die Arbeit der Gefangenen.

Den 15. März 1876.

Hinsichtlich meiner Lage kann ich Neues nicht notiren; denn ein Tag verstreicht so ereignißlos, wie der andere. So hätte ich denn auch heute wieder Gelegenheit, mich mit allgemeinen Verhältnissen zu befassen; und ich will mich diesmal der Beschäftigungsfrage zuwenden. Es ist wirklich eine wohl zu ventilirende Frage, wie wohl die Beschäftigung der Gefangenen am passendsten zu regeln sei. Es werden in dieser Beziehung die mannigfaltigsten Forderungen gestellt, die sich in der Praxis nicht immer als realisirbar erweisen. Nach dem Strafgesetzbuche sollte Jeder gewohnheitsmäßig beschäftigt werden; das ist ganz schön gedacht, wird aber fast nirgends beobachtet und kann sogar nicht durchgängig beobachtet werden, selbst wenn der beste Wille dazu vorhanden wäre. Ich rede hier nur von den gewöhnlichen Gefangenen, da ich das Heranziehen der politischen Gefangenen zu irgend welcher Zwangsarbeit einfach als Barbarei erachte, wie sie selbst im Mittelalter nicht vorgekommen ist. Daß im Allgemeinen jeder Gefangene arbeiten soll, liegt schon im Zweck der ganzen Strafe, die u. A. auch Lust zur Arbeit erwecken soll; politische Gefangene sind aber keine arbeitsscheuen Subjekte und ist daher eine erzieherische Einwirkung auf dieselben in dieser, wie überhaupt in jeglicher Hinsicht, unpassend.

Ich halte es also für ganz angemessen, wenn die gemeinen Verbrecher beschäftigt werden; auch finde ich, daß hiebei so viel wie möglich das frühere Geschäft der einzelnen Personen in Betracht gezogen werden soll; aber, wie gesagt, dies ist nicht immer möglich. Hier gehen z. B. im Jahre ca. 6000 Gefangene ab und zu, worunter sich Leute mit den zeitlich verschiedensten Strafen befinden, von einem Tage bis zu fünf Jahren, und bei denen jedes denkbare Geschäft hie und da Vertreter aufweist. Soll man nun für jedes existirende Handwerk eine Werkstatt einrichten, damit sie heute für 20, in etlichen Wochen für 6 und noch später vielleicht für einen Mann zum Arbeitsplatz diene? Man wird zugeben, daß solche Einrichtungen nicht geschaffen werden können. Dagegen kann man in größeren Gefängnissen wenigstens eine gewisse Anzahl von Geschäfts-Arten betreiben lassen; in kleinen ist selbst dies kaum möglich. Hier liegen nun die Dinge so, daß wenigstens ein Holzarbeiter als solcher, ein Metallarbeiter ebenfalls als solcher beschäftigt werden kann u. s. w., während die zu kürzeren Strafen Verurtheilten wohl oder übel zu leichten oder rasch erlernbaren Hantirungen, wie Dütenkleben, Papierausschlagen, Blumenblättermachen u. s. w. angehalten werden müssen. Eine Anzahl von Gefangenen besitzt solchermaßen die Möglichkeit, das erlernte Handwerk auszuüben, Andere sind sogar im Stande, etwas zu lernen, während sie vielleicht im freien Zustande nur ein herumtreibendes Leben führen.

Nun erscheint aber die „freie“ Arbeiterschaft auf dem Plane und ruft: „Die Gefängnißarbeit macht uns eine schädliche Konkurrenz!“ Und diese Klage hat große Berechtigung. Wie soll man da Abhülfe schaffen? Einerseits spricht nicht allein das Gesetz, sondern auch die Rücksicht auf das ferrere Fortkommen der Gefangenen für ein möglichst gewohnheitsmäßiges Arbeiten; andererseits erhebt die freie Produktion dagegen Einspruch. Viele glauben nun, das Räthsel sei ganz einfach gelöst, wenn die Arbeit der Gefangenen *nicht billiger* losgeschlagen werde, als die Arbeit der Freien. Man kann diese Auskunft noch mehr idealisiren, wenn man verlangt, daß man von solchem Durchschnittslohne von Seiten der Strafanstalten nur die Haftkosten abzuziehen berechtigt sei, während der Ueberschuß den Gefangenen, resp. den Angehörigen derselben zu Gute kommen müsse. Nichts gerechter als dies! Aber die Sache ist leichter theoretisch festgestellt, als realisirt. *Die Arbeitskräfte Gefangener werden eben nur in dem Falle von Kapitalisten angekauft, wenn sie billiger sind, als die „freien“ Arbeitskräfte.* Unter solchen Umständen kann man füglich nur die Konkurrenz der Arbeitgeber zum Preis-Regulator machen, indem man die Arbeit an die Meistbietenden vergiebt. Dies ist hier der Brauch; auch wird einigermaßen für die Gefangenen insofern gesorgt, als ihnen ein Theil des Arbeitsverdienstes zugeführt wird — was leider nicht in allen Gefängnissen Usus ist —, so daß sie bei ihrer Entlassung nicht ganz unbemittelt dastehen.

Mit dieser Erklärung der Sachlage wird natürlich die Kalamität der Beeinträchtigung des freien Gewerbebetriebs durch die billige Gefängnißarbeit nicht beseitigt; aber ich hielt es dennoch für nöthig, davon Notiz zu nehmen, weil man niemals zu einer richtigen Auskunft gelangt, wenn man nicht vor Allem feststellt, wie die Dinge liegen. Und nun sage ich: die Ausbeutung der Gefangenen durch Privatunternehmer ist *an sich* schon total verwerflich! Am Platze ist nur die Organisation der Gefängniß-Arbeit durch den Staat, resp. durch die Strafanstalten unter Ausschluß aller privaten Mittelspersonen. Und damit man nicht den Einwand erheben kann, daß damit die leidige Konkurrenz doch nicht behoben sei, füge ich hinzu, daß ich die Gefangenen-Arbeit namentlich zu Strafanstaltszwecken verwendet sehen möchte. *Die Strafanstalten müssen ihren eigenen Bedarf produziren!* Ich weiß, daß die Strafanstalts-Beamten hiervon nichts wissen wollen; aber darauf kommt es gar nicht an, vielmehr kann nur die Zweckmäßigkeit entscheiden.

Hier herrscht das fragliche Prinzip wohl zu einem kleinen Theile; es muß jedoch verallgemeinert werden. Man verwendet hier vielleicht im Ganzen ungefähr 100 Leute zu Anstaltszwecken, nämlich als Schreiber, Köche, Heizer, Hausarbeiter (unbegreiflicher Weise „Kalfaktoren“ genannt, obgleich sie *nicht* als solche, d. h. als Heizer verwandt werden, indem, wie oben bemerkt, solche Funktionäre wieder speziell eingestellt sind), ferner als Wäscher, Flickschneider, Flickschuster u. s. w., endlich als Handwerker verschiedener Art zur Herstellung von häuslichen Bedürfnißgegenständen, wie sie die Beamten bestellen. Weshalb nun dabei stehen

geblieben werden soll, ist nicht einzusehen. Bequemer ist es für eine Strafanstaltsverwaltung freilich, wenn sie die Mehrheit der Gefangenen einfach verpachtet, als wenn sie eine vielgestaltige Produktion leiten muß, jedoch sind Strafanstalten keine Versorgungsinstitute für Beamte. Selbst der Vorwand, es müsse bei vollständiger Selbstwirthschaft eine viel zu große Anzahl sachverständiger Geschäftsleiter angestellt werden, als daß dieselbe rentabel sein könnte, hält nicht Stich. Man muß eben z. B. als Aufseher nur Leute anstellen, die zugleich als Werkmeister für irgend einen Arbeitszweig dienen können. Denn daß die Eigenschaft ehemaliger Rekruten-Drill-Virtuosität ausschließlich zum Ausfüllen von Aufseher-Posten qualifizire, wird doch Niemand ernstlich behaupten wollen. Ueberhaupt scheint mir gerade das Erziehungswesen, das doch in solchen Anstalten gepflegt werden soll, unter korporalokratischen Unterbeamten recht sehr im Argen zu liegen. Und was endlich die Ausrede anlangt, daß bei der Verschiedenheit der Haftzeit der Gefangenen nicht leicht an eine gehörige Ausfüllung aller Arbeitsposten zu denken sei, so ist darauf zu bemerken, daß eine durchgängige Selbstwirthschaft so vielerlei Arten von Arbeiten aufweist, daß für jede Gattung von Gefangenen ein entsprechendes Thätigkeitsgebiet gefunden werden kann. Im Großen und Ganzen wird man zu den einfacheren Arbeiten jene Kategorien zu verwenden haben, die rasch wechseln, während man, je komplizirter eine Arbeit ist, desto langzeitigere Gefangene dazu heranzuziehen haben dürfte, wobei immerhin auch auf die frühere Beschäftigung einigermaßen Rücksicht genommen werden könnte.

Zur Durchführung dieses Systems gehört vor Allem die Erwerbung der nöthigen Grundstücke und die Einrichtung eines größtmöglichen landwirthschaftlichen Betriebs in den betreffenden Strafanstalten. Werden die massenhaften Fäkalstoffe rationell verwendet und wird daneben noch Viehzucht betrieben, so müssen ohne besondere Ausbeutung des Bodens wahrhaft hervorragende Erzeugnisse gewonnen werden können. Alles Korn, alle Hülsenfrüchte und sonstigen Gemüse, kurzum so ziemlich den ganzen vegetabilischen Küchenbedarf könnte man auf solche Weise selbstwirthschaftend gewinnen, wobei obendrein noch die guten Folgen in Anschlag zu bringen sind, welche die Arbeit im Freien notorisch bei den Gefangenen erweckt. Von manchen landwirthschaftlichen Produkten könnte man ohne Zweifel auch noch beträchtliche Mengen verkaufen, so namentlich solche Gegenstände, welche aus der Viehzucht resultiren. Wie viele hundert Schweine könnten z. B. hier lediglich mit Abfällen oder verschmähten Suppen fett gemacht werden! Auch Milch, Butter und Käse würden in großen Quantitäten dem Publikum angeboten werden können. Und gegen den Verkauf derartiger Dinge hätte die öffentliche Meinung gewiß nichts einzuwenden; man würde darin vielmehr einen kleinen Dämpfer erblicken, der den maßlosen Frechheiten der Lebensmittel-Fälscher aufgesetzt wird.

Das Korn wäre in eigener Mühle zu mahlen, das Brod in eigener Bäckerei zu backen. Je nach der Ackergröße und den sonstigen etwaigen günstigen Verhältnissen könnte eine Strafanstalt allenfalls auch die Herstellung des Brodes fürs Militär des betreffenden Ortes besorgen. Alle

Stoffe, die zu Bett- und Leibwäſche und zur Kleidung benöthigt werden, könnte man in der Anſtalt ſpinnen und weben laſſen, während ſie in einer Schneiderei zweckmäßig verarbeitet werden könnten. Die Fußbekleidung kann gleichfalls in der Anſtalt angefertigt werden; und wenn die Strafanſtaltsbeamten ſpeziell hinſichtlich dieſes Artikels einwenden, es würden niemals genug Schuhmacher vorhanden ſein, ſo entgegne ich: dies iſt auch nicht nöthig. Dieſe Art Schuhmacherei iſt ganz ordinärer Natur; es wird nicht nach Maß gearbeitet, ſondern nur nach 4 oder 5 verſchiedenen Leiſten, daher kann leicht die Arbeit dermaßen getheilt werden, daß nur einige wenige Manipulationen von eigentlichen Schuhmachern vorgenommen zu werden brauchen, während zu den ſonſtigen Theilarbeiten der Nächſte, Beſte herangezogen werden kann. Was von der Schuhmacherei gilt, findet auch ſeine Anwendung auf alle ſonſt noch denkbaren Handwerke, die zu Anſtaltszwecken einzurichten wären.

Kleine Gefängniſſe ſind natürlich für eine derartige Arbeitsorganiſation ungeeignet, wie mit ſolchen überhaupt nichts Ordentliches angefangen werden kann. Da man aber allenthalben Zentralgefängniſſe baut und vom Ortsgefängnißweſen mehr und mehr abgeht, ſo wäre die beſte Gelegenheit geboten, wenigſtens etliche Verſuche in der angedeuteten Richtung zu machen. Und es iſt ſehr zu beklagen, daß das hieſige „Muſter"-Gefängniß in dieſer Beziehung nicht mit gutem Beiſpiele voranging. Das würde ihm mehr Ruhm eingetragen haben, als die Priorität der Abſchaffung der Selbſtbeköſtigung für die politiſchen Gefangenen, die durch Einführung einer $^4/_7$ Menſchenkoſt, neben welcher nach wie vor zu $^3/_7$ eine Art Schlempe auf dem Küchenzettel figurirt, nicht aufgewogen werden kann.

Meiner Meinung nach iſt der von mir ſkizzirte Weg der einzig denkbare, welcher zur Löſung der Gefängniß-Arbeits-Frage führen kann. Wird man ihn einſchlagen? Man wird es bleiben laſſen, weil — nun weil er nicht in den Kram des Büreaukratismus paßt, und weil dieſer zur Zeit noch tonangebend iſt. Somit iſt es mit dem „revolutionären Fortſchritt" auch in dieſer Beziehung nichts.

XIII.

Zur Charakteriſtik der Beamten.

Den 31. März 1876.

Wenn ich mich diesmal mit den Beamten beſchäftige, ſo hat dies nicht nur darin ſeinen Grund, daß perſönliche Erlebniſſe nicht vorliegen, und daß die Monotonie meines Daſeins wenig Stoff zu Reflexionen bietet, ſondern auch darin, daß das Perſonal eines „Muſter"-Gefängniſſes geradezu zu Notizen herausfordert. Im Laufe der Zeit habe ich zwar ſchon manchen einzelnen Charakterzug des Einen oder des Andern der hieſigen Verwaltungs-Funktionäre aufgezeichnet; allein es muß doch einmal eine Art Revue abgehalten werden. Ich will dabei Niemandem zu nahe treten und möglichſt gerecht urtheilen; vielleicht zeigt ſich dann ganz von ſelbſt, was hier „muſterhaft" iſt, und was noch fehlt.

Die Direktion der Anſtalt liegt in den Händen eines Mannes, der auf dem Gebiete des Gefängnißweſens als Kapazität — und in mancher Hinſicht nicht mit Unrecht — gilt. Als er zum Vorſtande des „Muſter"-Gefängniſſes am Plötzenſee berufen wurde, ſtand er bereits im Rufe eines Gefängniß-Reformers; und als er ſpäter der Zentral-Kommiſſion für das Strafvollzugswesen in Preußen zugezogen wurde, hatte er ſich ſchon des allgemeinen Beifalls der höheren Juſtizbehörden zu erfreuen. Aus eigener Anſchauung weiß ich auch, daß dieſer Mann ohne Zweifel in Bezug auf ſein allgemeines Verhalten den humanſten und gebildetſten Strafanſtalts-Vorſtehern zugezählt werden darf. Er offenbart gewöhnlich eine erſtaunliche Ruhe und Milde in ſeinem perſönlichen Auftreten und mag vielleicht privatim eine recht mitleidige Seele ſein. Was ihm aber ſonſt noch häufig beſonders nachgerühmt wird, nämlich daß er examinirter Juriſt iſt, das bildet für mich gerade die Erklärung für den Zwieſpalt der Natur, wie er mitunter bei ihm ganz überraſchend hervortritt. Ein Juriſt, zumal ein ſolcher, der ſtarr an den Formen hängt, iſt ſtets mehr oder weniger ein Pedant! Und den Vorwurf der Pedanterie kann ich dem hieſigen Direktor nicht erſparen. Die Einſchränkung meiner Lektüre (als wäre ich ein kleines Kind) beweiſt allein ſchon, daß bei ihm ein bedeutendes Quantum engherziger Grundſätze ſein Spiel treibt. Außerdem hat ſich dieſer Beamte gewiſſe Prinzipien angeeignet, an denen er, wie wenn er mit eiſernen Klammern damit verkettet wäre, feſthält. Hierher gehört die Gegnerſchaft hinſichtlich der Selbſtbeköſtigung und das Nichtkennenwollen politiſcher Gefangener, in welch letzterer Beziehung natürlich die reaktionären Aeußerungen, wie ſie im Reichstag und Landtag vom Regierungstiſche aus ſich verlautbaren ließen, nur von übler Wirkung ſein konnten. Die Juriſterei und Prinzipienreiterei erklären indeß nur die ſpäteren, wenn auch immer noch höchſt läſtigen, ſo doch wenigſtens nicht infamirenden Maßnahmen; was Anfangs mit mir geſchah — das

kann nur auf ganz besondere Einwirkungen zurückgeführt werden! Wenn ich in der kritischen Zeit bedachte, daß ich einerseits wie ein Wunderthier betrachtet und sozusagen tagelang durch die verschiedenen Beamten einer gewissen Taxirung unterzogen wurde, und daß man mich gleichzeitig andererseits zum gewöhnlichsten Proletarier stempelte und als Sechs-Groschen-Kuli verpachtete, so war ich sehr geneigt, dahinter einen direkten Druck von oben zu wittern. Bestärkt wurde ich in meiner diesbezüglichen Meinung noch durch das absolute Nichtintervenirenden des Justizministers, trotzdem ich ihn um Remedur angegangen hatte. Nach und nach wurde mir aber immer mehr klar, daß die Hauptschuld an dem Benehmen des Direktors, wie es in der ersten Zeit meiner Haft zu Tage trat, den „liberalen" Publizisten beizumessen sei. Ganz kurz vor meiner „Einlieferung" waren durch einen gewissen Treitschke, der unter den Lobhudelern des Tages eine Rolle spielt, wahre Kapuzinaden gegen die Sozialdemokraten losgelassen worden, in welchen den letzteren alles Mögliche und Unmögliche angehängt wurde, und die beim biederen Alltagsvölkchen hinlänglichen Anklang fanden, obgleich selbst ein Professor sich veranlaßt sah, dem Drachentödter seine hohlen Zähne auszuziehen und an den Kopf zu werfen. Außer der Treitschkiade kursirten zur damaligen Zeit auch gerade eine ganze Auswahl literarischer Dolche, wie sie verkommene Zeitungsbanditen den Sozialisten nachschleuderten. Diese Extravaganzen in Verbindung mit den landläufigen Mordbrenner- und Petroleum-Vorurtheilen, welche die höheren Volksbeschwindler seit Jahr und Tag wider besseres Wissen mit solchem Eifer und mit solcher Frechheit in die Köpfe trichterten, als handele es sich um eine geistige Zwangsimpfung, — dieser ganze Unsinnsquark reichte gerade hin, den Direktor hiesiger Anstalt auf den Gedanken zu bringen, daß ich zum Auswurf der Hölle gehören müsse. Jedes Schwanken in dieser Meinung war Angesichts der neunzehn Monate Gefängniß, welche mir „Berliner Richter" (wofür? sagt meine Broschüre „Die Pariser Kommune vor den Berliner Gerichten") auferlegt hatten, ausgeschlossen. Endlich lag eine Abschrift des Uriasbriefes vor, den die Chemnitzer Polizei betreffs meiner Person dem Berliner Stadtgericht zugemittelt hatte. Alle diese Dinge lasse ich als Milderungsgründe gelten; und so weit sich der Direktor in demselben Maßstabe, in welchem er mich näher kennen lernte, nach und nach besserte, gewähre ich ihm gerne volle Amnestie für die einst erlittene Unbill (Sozialisten kennen eben keine gemeine Rache); dagegen muß ich ihn ernstlich ermahnen, meinen Nachfolgern gegenüber nicht rückfällig zu werden, sondern im Gegentheil das literarische Fasten- und das menagische $^1/_7$-Prinzip aufzugeben. Da er so ziemlich die ausschlaggebende Person in der Zentral-Gefängniß-Kommission Preußens ist, so muß es ihm ein Leichtes sein, die betreffenden Reformen durchzusetzen. In diesem Falle wird sein Name gern genannt werden, bei gegentheiligem Verhalten jedoch dürfte es nicht ausbleiben, daß der „Fortschritt nach der Knute hin" mit seinem Namen in engste Verbindung gebracht wird.

Hinsichtlich der übrigen Ober-Beamten kann ich die Charakterisirung

um so kürzer halten, als einerseits nur der Wille des Direktors ihre Handlungen bestimmt, und als ich andererseits während des größten Theiles meiner Haft so viel wie gar nichts mit ihnen zu thun hatte. Und Denjenigen, welchem ich manche kleine Begünstigung verdankte, den Ober-Inspektor, habe ich schon früher als eine angenehme Erscheinung gekennzeichnet. Die Prediger lernte ich nicht näher kennen, so wenig wie die technischen Beamten — den Ingenieur, an welchen sich ein Gasmeister, ein Maschinenmeister und einige Hülfsarbeiter anschließen. Auch mit dem Rendanten, der gleichfalls einen Assistenten hat, kam ich nur selten und auch dann nur in rein finanziellen Angelegenheiten in Berührung. Daß der Oekonomie-Inspektor ein freundlicher Mann ist, habe ich schon notirt, ebenso verzeichnete ich schon früher, daß seine Leistungen ganz den ihm zur Verfügung gestellten Mitteln entsprechen. Und daß ich das allgemeine Gefängnißfutter demungeachtet höchst geschmacklos finde, muß ihm begreiflich sein und wird seinen Kochstolz nicht verletzen. Ich stelle ihm zum Ueberfluß sogar das Zeugniß aus, daß ich die Ueberzeugung habe, er hätte mir auch Gänsebraten vorsetzen lassen, wenn es ihm erlaubt gewesen wäre. Polizei-Inspektoren lernte ich zwei kennen, indem der ursprüngliche Vertreter der heiligen Hermandad des Hauses während meines Hierseins versetzt wurde. Beide Lokal-Polizei-Chefs waren und sind natürlich höchst geplagte Leute. So ein Polizei-Inspektor hat nämlich die schwierigsten und mannigfaltigsten Probleme zu lösen und muß auch sonst noch Manches leisten. Das Notiren der Personalien der „Zu- und Abgänger" will nicht viel besagen; mehr Geist ist schon erheischt, wenn — was fast täglich der Fall ist — an einen Trupp von „Zugängern" eine Ansprache gehalten werden muß, die Herz und Nieren erschüttert, und durch welche sämmtliche Sträflingspflichten, vom Kirchenbesuche bis zum Schuhwichs-Büchsen-Putzen, eingeschärft werden; den Gipfel erreicht jedoch die Kunst, wenn das Haus inspizirend durchschritten wird — auch ein tägliches Geschäft —, und wenn bei dieser Gelegenheit das geübte Auge jeglichen Fehler sogleich entdeckt, wie z. B. einen Flecken auf einem Trinkbecher, einen ungeputzten Eßnapf oder gar ein „geschobenes" Stück Eßmaterial. Der Arbeits-Inspektor ist ein wahrer Tausendsappermenter; da er, wie schon sein Name sagt, alle Arbeiten zu inspiziren hat, so muß er nothwendiger Weise auch von jedem Handwerk etwas verstehen. Er ist natürlich nationalliberaler Gesinnung — so lange dies polizeilich erlaubt ist, und haßt die Sozialdemokraten, was denen jedoch sehr gleichgiltig ist. Den Sekretär habe ich nur so weit kennen gelernt, als er einmal bei einer „Sprechstunde" die Gemüthlichkeit offenbarte, sich in Dinge zu mischen, welche ihn absolut nichts angehen. Er war 12 Jahre lang Soldat und darunter 6 Jahre, wie er sich ausdrückt, „so glücklich, nicht allein Vorgesetzter, sondern auch Vater einer Kompagnie zu sein." Dieser Ruhm ist dem Manne zu gönnen. Endlich ist noch der Schulmeister zu erwähnen. Derselbe hat früher frommen Dorfkindern preußischen Patriotismus und intelligente Strammheit eingepaukt, wofür er auch die Ehre in Anspruch nehmen kann, zum Siege bei Königgrätz sein Scherf-

lein beigeprügelt zu haben. Mit seinem jetzigen Posten scheint er äußerst zufrieden zu sein; denn sein Gesicht schwimmt stets in einer Wonne, wie sie nur Derjenige kennt, dessen kühnste Hoffnungen sich erfüllt haben. Was ihm nun hier so sehr gut gefällt, weiß ich freilich nicht. In den Schulstunden dürfte er wenig Freude erleben und wohl auch keine Resultate erzielen. Es muß überhaupt ein seltsamer Unterricht sein, wenn die Schüler so verschiedenartig vorkommen, wie hier, und wenn der Eine für mehrere Jahre, der Andere nur auf etliche Wochen zur Disposition steht. Neben dem Schulhalten kommt es dem Lehrer zu, „Sänger" zu Kirchenzwecken abzurichten, ferner muß er die Orgel spielen und die „Besserung" der Uebelthäter betreiben. Prosit Mahlzeit!

Eine exklusive Stellung nimmt der Arzt ein, sofern er nicht wie die übrigen Beamten eine Anstaltswohnung besitzt, sondern in Moabit wohnt und nur seine täglichen Besuche abstattet. Da nun das „sitzende" Geschäft immer stärker blüht, so scheint nachgerade ein Arzt nicht mehr zureichend zu sein. Die eigentlichen Kranken verursachen nämlich die geringste Mühe; aber damit hat sich ein Gefängnißarzt nicht ausschließlich zu befassen, vielmehr liegt es ihm ob, die Gesundheitsverhältnisse nach allen Richtungen hin zu regeln. Und zu suchen hat er nicht lange nach den Leuten, da sie täglich dutzendweise sich bei ihm melden lassen. Viele thun dies, um eine kleine Abwechselung zu haben; Manche gehen dabei auf „Schiebungen" aus, die sich während des Wartens auf dem Flur womöglich bewerkstelligen lassen; Andere haben „Mittelkost"-Schmerzen, und noch Andere sind wirklich hülfsbedürftig. Bei solcher Lage der Dinge mag es wohl hie und da vorkommen, daß ein Unwohlsein als simulirt erachtet wird, obgleich es wirklich vorhanden ist; und da hört man denn gräßlich raisonniren. Auch aus dem Munde mehrerer Parteigenossen vernahm ich Klagen über den Arzt; allein ich möchte selbst behaupten, daß dieselben nicht gehörig ihre Rechte wahrten —, wie sie ja auch in anderer Hinsicht mitunter sich Dinge gefallen ließen, die unerhört genannt werden müssen. Meine persönliche Erfahrung und meine Wahrheitsliebe zwingen mich aber, nochmals anerkennend hervorzuheben, daß der Arzt mir gegenüber Alles that, was in seinen Kräften, resp. im engen Rahmen seiner Befugnisse stand, meine Lage zu erleichtern. Ich bin auch überzeugt, daß er mir noch mehr gefällig gewesen wäre, wenn er gekonnt hätte.

Unterbeamte giebt es ca. sechszig. Zunächst sind da sechs Oberaufseher anzuführen. Davon versehen drei Mann den regulären Tag- und Nachtdienst in den beiden Hauptflügeln, und zwar in der Weise, daß Jeder 2 Monate lang am Tage und 1 Monat bei der Nacht fungirt (bei Nacht ist nämlich nur ein Oberaufseher im Dienst und der ist unnöthig). Diese drei Leute sind am kürzesten und zutreffendsten gezeichnet, wenn ich sage: der Eine ist ein höflicher, der Andere ein gewöhnlicher und der Dritte ein diensteifriger Subalternbeamter. Sie tragen Degen, worauf sich namentlich der mit Nr. 3 von mir Versehene große Stücke einbildet. Ein vierter Oberaufseher hat mit den jugendlichen Gefangenen zu thun und soll auch die für

diesen Posten nöthige Humanität besitzen. Der fünfte ist der „Hausvater", dessen Obliegenheiten ich schon bei früherem Anlasse gekennzeichnet habe. Endlich — das Letzte ist das Beste! — der Oberaufseher Nr. 6 versieht den Posten eines Lazarethgehülfen, Apothekers, Spitalverwalters und Wundarztes. Er kocht Salben oder — pardon! — läßt welche kochen, exekutirt kleinere Operationen und sorgt für die Erfüllung der ärztlichen Anordnungen. Er besitzt eine sehr feierliche Amtsmiene, die jedoch anständigen Leuten gegenüber sich öfters zu einem herablassenden Lächeln verzieht. Will man das Bewußtsein seiner Würde bis zum höchsten Grade steigern, so redet man ihn per „Herr Doktor" an. Indeß weiß er ohnehin immer, welch' wichtige Person er ist, entschlüpfte ihm doch einmal ein „Wir Mediziner!" — Möge seine lazarirende Thätigkeit auch fernerhin eine recht gedeihliche sein! — An dieser Stelle — zwischen Ober- und Unteraufseher — kann ich wohl noch einen weiteren „Herrn Doktor" aufs Papier heften. Dies ist der Barbier und Haarverschneider. Wenn man sich dessen Händen anvertrauen will, thut man gut, sich möglichst frühzeitig anzumelden, wenn es sich um einen Haarschnitt handelt, etliche Wochen im Voraus, sonst läuft man Gefahr, eine Frisur à la Eskimo zu bekommen.

Von den eigentlichen Aufsehern ist nicht viel zu verlangen. Ihr Gehalt ist klein, ihre Dienstzeit groß. Morgens um 6 Uhr, wenn der Gefangene aufsteht, tritt der Aufseher schon in volle Thätigkeit, Mittags hat er nicht mehr als eine Stunde Zeit zur Befriedigung seiner Bedürfnisse, und Abends kommt er vor halb 8 Uhr nicht aus der Anstalt. Einen freien Tag erlangt er durchschnittlich alle vierzehn Tage; denn an Sonntagen muß er so gut auf dem Posten sein, wie unter der Woche. Ein Theil der Aufseher versieht den Nachtdienst und zwar bleiben immer drei Monate lang die nämlichen Leute dabei. Diese Amtirung ist die langweiligste, die man sich denken kann. Auf stillen Gängen, wo nichts zu hören und nichts zu sehen ist, als höchstens der kontrolirende Oberaufseher, müssen die Leute die ganze Nacht ohne Ablösung auf- und abgehen und es ist ihnen nicht einmal das Rauchen gestattet. Obendrein müssen sie aber auch noch während der Mittagsstunden hier sein, um die nach Hause gehenden Aufseher zu vertreten. Weshalb diese Bewachung der Gänge bei Nachtzeit nicht durch Soldaten geschieht, wie in den Gefängnissen anderer Länder, ist gar nicht zu begreifen. Nöthigenfalls könnten ja einige Aufseher innerhalb der Anstalt schlafen, damit sie bei besonderen Vorfällen zu rufen wären, wiewohl fast niemals Störungen vorkommen. Mit dem Dienst in den Höfen verhält es sich auch höchst sonderbar. Muß da in jedem der größeren Höfe den lieben langen Tag ein Aufseher umherstehen, als ob nicht ein militärischer Posten den gleichen Zweck erfüllte! Im Allgemeinen erschwert noch der Umstand den Aufseherdienst, daß hunderterlei Schlösser in der Anstalt existiren. Dies macht es nöthig, daß Jeder einen mächtigen Schlüsselbund führt, womit er jedoch immerhin nur in gewissen Theilen der Anstalt zu zirkuliren vermag. Hätte man höchstens 2—3 verschiedene Schlösser fabrizirt und zwar solche, die gut schließen, zum Unterschiede von denjenigen, die jetzt im Gebrauche sind, und die

durch mangelhaft gearbeitete Thüren in ihrer Bockbeinigkeit unterstützt, jeden Augenblick förmliche Attaquen erheischen, wenn sie geöffnet werden sollen, so wäre dies ihrem Zwecke gewiß nur entsprechend. Andere Strafanstalten kennen auch keinen solchen Schloß-Wirrwarr, und der hier herrschende wird wahrlich nicht als „Muster" dienen können. Meine persönlichen Erlebnisse, wie ich sie mit diesem oder jenem Aufseher früher oder später machte, habe ich bereits an den geeigneten Stellen aufgezeichnet. Nach und nach sind eben diese Leute auch immer höflicher geworden und habe ich in der letzteren Zeit keinen Anstand mehr damit gehabt. Was sie in ihren einzelnen Exemplaren an mir einstmals sündigten, sei ihnen nun geschenkt. Es sind ja lauter arme Teufel, die kaum viel besser daran sind, als Gefangene. Und wenn sie trotzdem noch nicht zur Erkenntniß ihrer proletarischen Klassenlage gekommen sind, so ist dies einfach auf Rechnung der Moltke'schen Erziehungsmethode zu setzen, der sie alle längere Zeit hindurch ausgesetzt gewesen sind.

XIV.

Rück- und Vorblicke.

Den 4. April 1876.

Noch 14 Tage und die mir zudiktirte „Strafe" ist „abgesessen"; noch stehen freilich zwei Monate auf dem Kerbholze, die vom Leipziger Gericht eingeschnitten wurden, aber ich weiß nicht, kann ich dieselben hier verarbeiten oder muß ich dieserhalb nach Leipzig reisen, beantragt habe ich das Erstere. Indessen, ob meine Sitzung hieselbst um zwei Monate länger oder kürzer ausfällt, so viel steht jetzt schon fest, daß ich mein Tagebuch — es sind ohnehin nur noch etliche Blätter leer — mit der Schlußnotiz versehen kann. Denn ich wüßte wirklich nicht, was in den wenigen Wochen Besonderes passiren sollte, nachdem bereits seit Monaten keine Neuigkeiten mehr vorfallen.*)

Wenn ich nun zurückblicke auf mein ganzes Leben in der Bastille am Plötzensee, so finde ich, daß es trotz aller Gefangenschaft, namentlich in der ersten Hälfte derselben, ein ziemlich kampfbewegtes war. Was hat man mir nicht alles am ersten Tage geboten?! Sogar von der Züchtlingsjacke war die Rede; und was geschah in der That ca. drei Monate lang, aller Beschwerden und allen öffentlichen, Deutschland schändenden Skandals ungeachtet! — Ich war Sechsgroschen-Kuli; da-

*) Die fraglichen 2 Monate habe ich in der That am Plötzensee absitzen „dürfen", und es ist wirklich während derselben nichts Neues mehr vorgekommen. (Anmerkung zur 2. Auflage.)

mit ist Alles gesagt. — Und wie langsam ging's mit den Fortschritten; jeder Zoll der günstigeren Stellung mußte speziell und systematisch erkämpft werden. Aber leider scheint der Erfolg meines Kulturkampfs sich nicht auf die Allgemeinheit zu übertragen, wie die neue Gefängnißordnung für Preußen deutlich genug zu erkennen giebt. Es kann nun wohl ein politischer Gefangener — nicht minder aber auch mancher „distinguirte" Lump — eine ähnliche Behandlung erleiden, wie ich; es kann ihm aber auch genau so ergehen, wie es mir Anfangs erging. Beides läßt die Gefängnißordnung zu, die man füglich hätte kürzer fassen können, ohne den jetzigen Sinn zu alteriren. Man brauchte nur zu ukasen: „Was in Zuchthäusern als Hausordnung gilt, das findet auch auf Gefängnisse Anwendung, jedoch kann jeder Gefängnißvorsteher nach Belieben diese oder jene oder alle lästigen Bestimmungen außer Anwendung lassen." Denn in der That können nunmehr die Strafanstaltsverwalter thun, was sie wollen. Und bei der superloyalen Gesinnung dieser Leute können sich die politischen Gefangenen nicht auf Gefängniß-, sondern auf Höllen-Strafen gefaßt machen.

Selbstbeköstigung giebt es gar nicht mehr, eine sogenannte „bessere Kost" ex officio wird man aber auch nur schwer und jedenfalls nur unter fortwährendem Gebettel, wie z. B. hier, erhalten können. Und da hiebei gewöhnlich in erster Linie die soziale Stellung des Betreffenden und nicht die Art seines Vergehens in Betracht gezogen wird, so genießen zunächst die Bankerotteure, Wechselfälscher oder dgl. das Vorrecht der besseren Beköstigung, während die politischen Gefangenen, im Falle sie Proletarier sind, an den allgemeinen Kraut- und Rüben-Kochlöffel gewiesen werden. In kleineren Gefängnissen wird man überhaupt eine „bessere Kost" gar nicht einführen, da für dieselbe auch nur ein solch geringer Betrag ausgeworfen wird, daß sie nur hergestellt werden kann, wenn man im Großen einkauft und die Kocharbeit nicht zu rechnen braucht. Wo Gefangene als Köche fungiren, ist Letzteres möglich, nicht aber, wo die Kost durch Privatleute hergestellt wird, wie es in den kleinen Gefängnissen geschieht. Ich bin durchaus nicht dagegen, daß fakultativ eine bessere (aber ohne Gänsefüßchen) Kost in den Gefängnissen eingeführt wird, und daß der Staat hiefür einen hinlänglichen Betrag auswirft, um auch in kleinen Gefängnissen diese Reform durchführbar zu machen; aber ich muß daneben auch auf eine Bestimmung pochen, wornach vor Allem den politischen Gefangenen eine solche zukommt. Hält es der heutige Staat geboten, seine wackelige Existenz dadurch zu sichern, daß er seine Angehörigen, die ihm unbequem sind, weil sie seinen Neubau erstreben, hinter Schloß und Riegel sperren läßt, so sorge er auch für deren kulturmäßigen Unterhalt. Will er sie aber zu Tode schinden — etwa durch systematische Magen-Verunreinigung mittelst Schweinefutter — so heuchle er wenigstens keine Humanität und mache er die Sache kürzer, indem er die Guillotine aufstellt und den Schrecken proklamirt! Der heutige Staat blamirt sich, wenn er seine Opfer durch Gefängnißkost mißhandelt und so seine eigenen Kinder aufzehrt, im höchsten Grade aber macht er sich lächerlich, wenn er es nicht dulden will, daß politische Gefangene seine gute wie schlechte Kost verschmähen

und sich selbst freiwillig beköstigen! Der Staat ist also verpflichtet, seinen politischen Gefangenen eine bessere Kost zu verabfolgen, er ist aber nicht berechtigt, den Verzicht auf dieselbe unmöglich zu machen. Damit wären auch jene Gutmüthigen ad absurdum geführt, die da die bessere Staatskost lediglich deshalb der Selbstbeköstigung vorziehen wollen, weil die Letztere den Aermeren doch nichts nützen kann. Die Loosung sei also: Her mit der besseren Kost! Die Bahn frei für Selbstbeköstigung! Es ist ja nicht ein einziges Argument denkbar, das sich gegen das gleichzeitige Bestehen beider Verpflegungs-Arten ins Treffen führen ließe. Im Allgemeinen verlangt man vom Staat, daß er seine inneren Kriegsgefangenen ordentlich füttern lasse, im Besonderen aber behält man für dieselben das Recht vor, dem Staat die Fütterung zu schenken. Auf jeden Fall aber muß dem politischen Gefangenen, selbst wenn er seiner geringeren Mittel halber die Staatsverpflegung benützt, erlaubt sein, von außen diverse Lebensmittel, wie Backwaaren, Obst, Würste, Wein u. s. w. zu beziehen. Denn ein Gefangener muß besser leben, als ein Freier, weil die Freiheitsentziehung an sich schon physische Schädigung verursacht.

Wie wird es nun hinsichtlich der Beschäftigung politischer Gefangener in der Zukunft aussehen? Nach der neuesten Verordnung sehr trübe. Zwangsarbeit wird jedenfalls auf ihnen lasten; und nur der gute Wille der Gefängnißvorstände entscheidet, ob eine solche Gattung von Zwangsarbeit für „angemessen" erachtet wird, die der Betreffende (freilich unter Ablehnung des Wörtchens „Zwang") selbst wählt. Wenn daher die Literaten literarisch beschäftigt werden, dann müssen sie froh sein; und es ist der Fall nicht undenkbar, daß ein Gefängnißvorsteher schriftstellerische Arbeiten überhaupt nicht für „angemessen" erachtet. Wehe aber denjenigen Schriftstellern, die je in ihrem Leben ein anderes Geschäft betrieben haben und vielleicht obendrein Autodidakten sind! Ein halbwegs „akademisch gebildeter" und juristisch-pedantischer Gefängnißvorstand wird es ihnen nicht übel eintränken, daß sie „eigentlich" das und das seien. Und nun vollends diejenigen, welche überhaupt keine Schriftsteller sind! Mögen sie noch so gebildet sein, schadet nichts, sie müssen sich an irgend einen Unternehmer für etliche Groschen Tag für Tag verpachten lassen; die Pensum-Peitsche sauft ihnen um die Ohren, wenn sie nicht wie ein Karrengaul arbeiten u. s. w. u. s. w. Wie wäre es z. B. einem Abraham Lincoln ergangen, wenn er hier eine Rede gehalten, dieserhalb verurtheilt und in die Bastille gesperrt worden wäre? Man hätte ihm ohne Zweifel gesagt, daß er ja „eigentlich" Holzhacker sei, im öffentlichen Leben sich nur als Autodidakt bethätigt habe, und daß es nur von „segensreichen Folgen" sein müsse, wenn man ihn seinem „eigentlichen" Berufe dadurch zurückgiebt, daß er zum Holzhacken angehalten wird. Die Sozialisten, welche gegenwärtig als Sturmböcke dienen, sind fast durchgängig von Hause aus Proletarier, ergo haben sie alle im Gefängniß — und dieses blüht ja ihnen allen früher oder später — Zwangsarbeiten zum Vortheil von Privatunternehmern zu ver-

richten und so dazu beizutragen, daß einzelnen Kapitalisten Staatshülfe zu Theil wird. Mit anderen Worten: sie werden zu Gefängniß verurtheilt und Zuchthausstrafe wird an ihnen vollstreckt. Denn derjenige muß noch geboren werden, der den Unterschied nachweist, welcher im Großen und Ganzen gegenwärtig zwischen Gefängniß und Zuchthaus besteht.

Mancher wird meinen, das Strafgesetzbuch habe ja den Unterschied zwischen diesen beiden Strafarten festgestellt; allein dies ist nicht ganz richtig. Das Strafgesetzbuch enthält hinsichtlich der Gefängnißstrafe so zweideutige und dehnbare Bestimmungen, daß sie auf die mildeste, wie auf die barbarischeste Strafvollstreckung unter Aufgebot einiger Interpretations-Künste anwendbar sind. Will man daher dem Skandal gründlich ein Ende machen, so muß man vor Allem für den § 16 des Strafgesetzbuchs einen Zusatz, welcher die Behandlung politischer Gefangener vorschreibt, schaffen. Derselbe könnte etwa folgendermaßen lauten: „Gefangene, die sich wegen solcher Verbrechen oder Vergehen in einem Gefängniß befinden, welche auf politische, sozial-politische oder religiöse Motive zurückzuführen sind, und denen keine ehrlose Gesinnung nachgewiesen ist, dürfen nicht zu Zwangsarbeiten herangezogen werden. Es ist denselben eine bessere Kost zu verabreichen, falls sie aber die Mittel hiezu besitzen, Selbstbeköstigung zu gewähren; jedenfalls können sie Lebensmittel von außen beziehen. Hinsichtlich ihrer Korrespondenz und ihrer Lektüre sind sie zu beaufsichtigen, nicht aber zu beschränken. Sie sind befugt, eigene Kleidung, eigene Wäsche und eigene Möbel zu benützen, zu rauchen und Abends Licht zu brennen. Von den übrigen Gefangenen sind sie gänzlich abzusondern."

Die Redensarten, als sei der Begriff „politischer Gefangener" ganz neu und gar nirgends im Gebrauch, sind eben Redensarten. In Oesterreich existirt z. B. schon seit mehr als 25 Jahren eine Verordnung, wornach selbst diejenigen politischen „Verbrecher", die zu „schwerem Kerker" (das ist auf deutsch Zuchthaus) verurtheilt werden, ungefähr ebenso zu behandeln sind, wie ich es mit dem vorgeschlagenen Amendement zu § 16 St.-G.-B., fordere. Und in dem zukünftigen österreichischen Strafgesetzbuche ist für alle politischen Vergehen eine eigene Strafart, nämlich „Staatsgefängniß", die unserer „Festungshaft" ähnelt, vorgesehen, was allerdings das Angemessenste ist. Wollen unsere Gesetzgeber das Strafgesetzbuch dahin abändern, daß die gegen politische Vergehen angedrohte Gefängnißstrafe in Wegfall kommt und dafür überall Festungshaft in Aussicht gestellt wird, so ist es desto besser. Es ist ohnehin eine Inkorrektheit, daß zur Zeit gegen alle politische „Verbrechen" Festungshaft angedroht ist (sofern keine ehrlose Gesinnung in Frage kommt, wodurch übrigens der politische Charakter eines Verbrechens ohnehin aufgehoben wird), während die politischen „Vergehen" unter dem Banne der Gefängnißstrafe stehen, so daß also das leichtere Reat mit härterer Strafe gebüßt wird, als das schwerere. Schon die allergewöhnlichste Logik sollte hier zu einer Verbesserung herausfordern, zumal dieselbe mit ganz geringer Mühe bewerkstelligt werden könnte. Wenn die Herren Staatsmänner die politischen Para-

graphen des Strafgesetzbuchs nicht finden können, dann mögen sie sich dieselben durch einen ihrer Diener oder sonst einen harmlosen Menschen zeigen lassen. Sie können dann auch gleich gewahr werden, daß den Unterschied, der zwischen gemeinen und politischen Vergehen obwaltet, selbst der ungebildetste Mensch kennt. Wenn es sich indeß um Auslieferungs-Verträge handelt, dann ist nie davon die Rede, daß politische Vergehen spanische Dörfer seien. Also nur keine Flausen!

Bei der jetzigen rabenschwarzen Reaktion, wie sie in Preußisch-Deutschland vorwaltet, werden meine Anforderungen wahrscheinlich noch für längere Zeit fromme Wünsche bleiben; allein das sei gelobt, daß ich keine Gelegenheit verabsäumen will, die es ermöglicht, wilde Racheakte, welche in Gefängnissen an den Gegnern der momentan herrschenden politischen Strömung verübt werden, zu brandmarken.